Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 55 (1959)

Heft: 3

Artikel: Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf

Autor: Strübin, Eduard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-115325

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grundfragen des Volkslebens bei Jeremias Gotthelf

Von *Eduard Strübin*, Gelterkinden

I. Einführung 121 / II. Der Mensch in der Gemeinschaft 130 / III. Überlieferung und Brauch 146 a) Vom Werden der Bräuche 147 b) Vom Wirken der Bräuche 158 / IV. Brauchgebundenes Gemeinschaftsleben 167 a) Aus dem Leben des Alltags 168 b) Der Festkalender 171 c) Das brauchmässige Gemeinschaftsleben der Ledigen 183 / V. Schlusswort: Gotthelf und das Volkstum 196.

I. Einführung

Die vorliegende Studie über die tragenden Säulen des Volkslebens: Gemeinschaft (im Sinne von 'Gruppe'), Überlieferung, Sitte und Brauch, so wie sie sich in den Werken Gotthelfs darstellen, ist volkskundlicher Art; es soll versucht werden, mit der Hilfe des Dichters etwas zum Verständnis dieser Grundbegriffe der Volkskunde beizutragen[1]. Wenn von Gotthelf selber die Rede ist, dann im Blick auf die gestellte Aufgabe und ohne den Anspruch, über den Dichter und

[1] Zur Zitierweise: Wo nichts anderes angegeben wird, ist Gotthelf zitiert nach: Sämtliche Werke in 24 Bänden und 20 Ergänzungsbänden (E) hgb. von R. Hunziker, H. Bloesch, K. Guggisberg, W. Juker, F. Huber-Renfer. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1911ff. Bandzahlen: 1 Der Bauernspiegel. 2/3 Leiden und Freuden eines Schulmeisters. 4 Uli der Knecht. 5/6 Anne Bäbi Jowäger. 7 Geld und Geist. 8 Der Geltstag. 9 Jakobs Wanderungen. 10 Käthi die Grossmutter. 11 Uli der Pächter. 12 Die Käserei in der Vehfreude. 13 Zeitgeist und Bernergeist. 14 Erlebnisse eines Schuldenbauers. 15 Die Wassernot im Emmental, Die Armennot, Eines Schweizers Wort. 16–22 Kleinere Erzählungen. 23/24 Kalendergeschichten. E 1/2 Der Herr Esau. E 3 Predigten. E 4–9 Briefe. E 10 Erstfassungen und Nachträge zu den kleineren Erzählungen. E 12 Frühschriften. E 13 Politische Schriften (1. Teil). Die übrigen Ergänzungsbände sind noch nicht erschienen. Die Seitenzahlen der Bände 1–13 entsprechen denen der Volksausgabe des gleichen Verlags. Die Schreibweise der Mundart folgt den Vorschlägen W. Muschgs in seiner Basler Ausgabe der Werke Gotthelfs. In den Zitaten beschränken wir uns auf eine Auswahl.

Abgekürzt zitierte Werke: Barthel, Emmentaler Bauer = Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf (1931). – Fehr, Bild des Menschen = K. Fehr, Das Bild des Menschen bei Jeremias Gotthelf (1953). – Geiger, Volkstum = P. Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch (1936). – Günther, Wesen und Werk = W. Günther, Jeremias Gotthelf, Wesen und Werk (1954). – Hopf, Gotthelf als Pfarrer = W. Hopf, Jeremias Gotthelf im Kreise seiner Amtsbrüder und als Pfarrer (1927). – Hunziker, Der junge Gotthelf = R. Hunziker, Der junge Gotthelf als Seelsorger (1921). – Id = Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der Schweizerdeutschen Sprache (1881ff.). – Manuel, Bitzius = C. Manuel, Albert Bitzius. Sein Leben und sein Schaffen (1857). – Muschg, Gotthelf = W. Muschg, Gotthelf. Die Geheimnisse des Erzählers (1931). – Muschg, Einführung = W. Muschg, Jeremias Gotthelf. Eine Einführung in seine Werke (1954). – Vetter, Beiträge = F. Vetter, Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke Jeremias Gotthelfs (Ergänzungsband der Volksausgabe seiner Werke im Urtext, 1898ff.). – Weiss, Volkskunde = R. Weiss, Volkskunde der Schweiz (1946).

Zwei grundlegende volkskundliche Werke habe ich mit besonderem Gewinn benutzt: Paul Geiger, Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch (1936) und Richard Weiss, Volkskunde der Schweiz (1946); manche Anregung verdanke ich auch Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf (1931).

sein Werk Neues zu sagen. Im Gegenteil besteht ihm gegenüber bei unserer Fragestellung die Gefahr der Verfälschung, wie immer, wenn aus einem festgefügten Bau einige Steine herausgebrochen werden müssen; namentlich die Gefahr der Verharmlosung: Da wir uns im wesentlichen mit der festen, in herkömmlichen Formen verharrenden Welt der 'gesessenen Leute' zu befassen haben, tritt in unserer Darstellung das Idyllische in seinen Werken einseitig hervor. Der Leser, der ihre Nachttiefen und ihre schwindelnden Höhen ebenso gut kennt, möge diesen Mangel entschuldigen. Es braucht kaum betont zu werden, dass nicht beabsichtigt ist, die jahrzehntelange Arbeit hingebender Gotthelf-Forscher zu verleugnen, Gotthelf wieder zum biedern Heimatdichter zu machen und sein gewaltig aufgetürmtes und im Grunde durchaus inkommensurables Werk als folkloristischen Raritätenkasten zu missbrauchen.

Das darf uns nicht hindern, die Frage nach dem 'Quellenwert' dieser Werke aufzuwerfen. Auf den ersten Blick erscheint Jeremias Gotthelf als geradezu idealer Gewährsmann. Er ist von seinen Zeitgenossen Volksschriftsteller genannt worden[1] und hat sich selber als solchen gesehen[2]. Das 'Volk', an das er sich wendet, ist zunächst das bernische Landvolk[3]. Von Jugend auf unter ihm lebend[4], wächst dieser alte regimentsfähige Berner Burger[5] ganz in die bäuerliche Welt hinein. Seine Werke wurzeln im tätigen Leben; ich «nahm teil am gesamten Volksleben und wurde endlich getrieben, ein Wort darein zu reden»[6], ja, erst als «niemand mein Wirken wollte, da legte ich mich aufs Bücherschreiben»[7]: so versucht er seinen Weg zur Schriftstellerei zu erklären. Was den Pfarrer Bitzius, den Prediger und Seelsorger, Schulkommissär

[1] Im Namen des bernischen Regierungsrates fragt die Sanitätskommission den «bewährten Volksschriftsteller» am 26. Januar 1842 an, ob er «in einer populären Schrift das Volk» auf die medizinischen Pfuscher aufmerksam machen wolle (E 5, 193). – «Unser Volksschriftsteller» wird Gotthelf (im September 1845) in der Kölnischen Zeitung von Jacob Burckhardt genannt, vgl. E. Dürr, Jacob Burckhardt als politischer Publizist (1937) 145. – Siehe auch Gottfried Keller, Sämtliche Werke (1926ff.) 22, 49. 59. 117 und vergleiche dazu C. Helbling ebda. 367ff.

[2] E 1, 8ff. (Einleitung zu 'Der Herr Esau'); E 5, 111. 331ff.; E 6, 150. – Das weitschichtige Thema 'Gotthelf als Volksschriftsteller' ruft längst nach einer eingehenden Behandlung.

[3] «Grüss Gott, liebe Leute», «liebe Bauersleute» (Vorrede zur 1. Aufl. des 'Bauernspiegels' 1, 378. 379). Die 'Wassernot' schreibt er «für unsere Bauersame» (E 4, 259). 'Uli der Knecht' ist aus dem Wunsch heraus entstanden, «Lektur für Knechte und Mägde zu schaffen aus ihrem Lebenskreise» (E 5, 72). Allerdings hat er von Anfang an auch andere Leser im Auge (1, 384).

[4] 1, 378. – Zum Biographischen überhaupt: Manuel, Bitzius und K. Fehr, Jeremias Gotthelf (1954).

[5] So nennt er sich in einem Brief an die Prinzessin Augusta von Preussen (E 8, 49).

[6] E 9, 137. [7] E 6, 151.

und Armenvater, den ungenannten Zeitungsschreiber und Kalendermacher umtreibt, ergiesst sich in die Volksschriften des Jeremias Gotthelf[1]. Seine Bücher strotzen von Wirklichkeit. «Was mir dient, habe ich unbewusst meist erlernt vom achten Jahre an»[2]. Nach eigenem Erleben beschreibt er das Hurnussen[3] und den Kiltgang der Jungburschen[4], wie ein Bauer beobachtet er das Wetter[5], er vermag einer Spinnerin auf den Rappen ihren Verdienst vorzurechnen[6] und lädt den Zorn seiner Landsleute auf sich, weil er ihnen die Geheimnisse der Käsebereitung ausplaudert[7]. Ebenso gut wie in den Kuchigenterli[8] kennt er sich in den Abgründen des Herzens aus, wo neben Tugenden der Geiz, Neid, Sinnlichkeit, Trägheit, Hang zum Aberglauben nisten[9]. Ihm ist die seltene Gabe verliehen, «dem Volke ... in die Augen zu guggen, so recht aufs Leder hinein»[10]. Die romantische Verklärung des Landvolkes durch wohlmeinende Vertreter einer geistigen Oberschicht verspottet er; der erfahrene Landarzt im 'Anne Bäbi' entgegnet dem Professor aus der Stadt, den es an allen Haaren «zu den schlichten, wackern Leuten», dem «herrlichen, lieben Volk» zieht: «Mit den Bauren geht mir; das ist mir e bodebösi Nation, und wer mit ihnen zu tun haben muss, täte ringer Stöck spalten»[11]. Er hat es oft genug am eigenen Leib erfahren: «Wo Leute sind, da leutelet es»[12]. Die gleiche Nüchternheit bewahrt er dem Landvolk gegenüber auch, als es in der Regenerationszeit (nach 1830) eine Macht im Staat, 'Volk' ein politisches Schlagwort geworden ist. Er, der noch die Zeit gekannt hat, da man gemeinhin von 'Leuten' redete – «das Wort Volk war noch nicht in Sprachgebrauch gekommen»[13] – sagt

---

[1] Die Handlung des 'Schulmeisters' z.B. ist nur dem ganz verständlich, der die zwischen dem 13. März 1835 und 28. Februar 1837 erlassenen Gesetze und Dekrete zum bernischen Schulwesen kennt.

[2] E 5, 359.

[3] 4, 50ff., dazu E 6, 151 und Manuel, Bitzius 10.

[4] Siehe S. 189 ff., dazu Muschg, Gotthelf 65. 548ff. (Anm. zu 73).

[5] In seiner 'Chronik von Lützelflüh' vom Jahr 1834 (E 12, 227ff.) stehen genaue Angaben über die Witterung, den Stand der Kulturen, die Preise der Landesprodukte(239ff.), ähnlich in den Jahreschroniken seines Neuen Berner Kalenders (Werke 23/24).

[6] 23, 187. 189.

[7] K. Fehr a.O. 360.

[8] Manuel, Bitzius 30. – Id 2, 381f.: Kuchi-Gänterli = Küchenschrank.

[9] E 3, 226ff. (Predigt über 'Das Menschenherz'), dazu Fehr, Bild des Menschen 46ff.

[10] 16 ,36 (Fünf Mädchen).

[11] 5, 71f.; 14, 214: «Bure sy Lure». – Schlecht zu sprechen ist er auf oberflächliche Skribenten: «Die, welche schreiben können, kennen gewöhnlich das Volk nicht» 16, 36 (Fünf Mädchen); 1, 384; 12, 89; 16, 445 (Vorwort zu den 'Bildern und Sagen aus der Schweiz'). Über Romantik und Wirklichkeit drastisch: 2, 27.

[12] E 12, 209 (Jahr 1833). [13] 2, 133.

dem umworbenen «souveränen Volk»[1] mit seinen «königlichen Launen»[2] ungescheut die Wahrheit ins Gesicht und ergiesst seinen Spott über die neuen «volkstümlichen» Regenten, die ihm den Hof machen[3], aus Unkenntnis aber im Volksleben herumtrampeln «wie Ochsen im jungen Klee»[4].

Er kennt es besser. Zeitgenossen aus den verschiedensten Ständen bewundern die Treue der Darstellung[5], reden sogar von photographischer Genauigkeit[6]. Er selbst hat sich ihrer gelegentlich gerühmt[7], hat auf seine Beobachtungsgabe[8], die (so seltene) Fähigkeit des Zuhörens[9], sein (staunenerregendes) Gedächtnis hingewiesen[10]; erlebnishungrig bis zum äussersten, hat er mit allen Sinnen Eindrücke aufgenommen, dazu gierig Nachrichten über alle möglichen fremden Schicksale an sich gerissen[11], wo nötig, eingehende Erkundigungen eingezogen[12]. Nicht selten erscheinen tatsächliche Begebenheiten[13], wirkliche Personen[14] in seinen Büchern wieder. Nicht von ungefähr muss er sich gegen Klagen wehren, er habe bestimmte Leute, Verhältnisse oder Vorfälle abgemalt[15], und die Glieder seiner Gemeinde scheuen ihn, weil sie fürchten, in ein Buch oder gar in den Kalender zu kommen[16].

Gotthelf will freilich mehr als einzelne Gesichter konterfeien, nämlich ein «Gesamtgesicht in seiner ganzen Rundung» zeichnen, das «Volksgesicht sichtbarlich wiedergeben», so wie er es im Laufe seines

---

[1] Ironisch gebraucht z.B. 3, 352; 9, 290. 294; E 1, 284. [2] 9, 290.

[3] E 1, 66f. 163. 178. 186; 19, 327f. 333. 355 (Böhneler). [4] 8, 100.

[5] Prof. Fueter E 4, 264; der Kleinbauer J. Burkhalter E 6, 232; E 7, 114; Gottfried Keller a.O. 50f.

[6] E 5, 25; E 6, 12. 92f.; in bezug auf «die Bewegungen des Herzens»: E 5, 19.

[7] Er nennt seine Darstellung im 'Anne Bäbi' «ein treues Abkonterfeien der Wirklichkeit» (E 6, 53).

[8] «Ich habe nie Notizen gemacht» (E 6, 68).

[9] E 6, 246.

[10] So zwei Jahre behalte er alles, was er während dieser Zeit gesehen, gehört oder gelesen habe, sagte er einmal einem jungen Amtsbruder; vgl. J. Ammann, Zur Erinnerung an Jeremias Gotthelf, in: Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs (1897) 11.

[11] Ebenda.

[12] Namentlich für 'Anne Bäbi': E 5, 201f. 217ff. 247f. und 'Jakobs Wanderungen': E 6, 30. 169. 236. 249f.

[13] Dies gilt z. B. für 'Geld und Geist': «Die Geschichte mit den 5000 Pfunden hat sich wirklich in der Nähe von Bitzius ereignet» (Manuel, Bitzius 96; siehe auch 7, 421f.). 'Wie Christen eine Frau gewinnt' ist «übrigens eine wahre Begebenheit» (E 6, 87). Über 'Elsi die seltsame Magd' siehe E 5, 431.

[14] Muschg, Gotthelf 487. – Die beiden Erbvettern Hans Joggeli und Harzer Hans z.B. haben wirklich gelebt, ja der eine von ihnen «ist noch lebendig zu sehen» (E 7, 139).

[15] Eingehend E 1, 7ff.; E 5, 96; im Hinblick auf 3, 302ff.: «Alle Gemeinden, die Schulhäuser gebaut, glauben, es gehe auf sie» (E 4, 288).

[16] J. Ammann a.O. 11.

Lebens, ungezählte Eindrücke empfangend, in sich aufgenommen hat[1]. Er wird damit zum «vortrefflichen Maler des Volkslebens»[2], und seine Schriften stellen kulturhistorische Dokumente von hohem Rang[3] und eine «Fundgrube für die Volkskunde» dar[4]. Die volkskundliche Forschung schöpft denn auch seit langem aus dieser Quelle, ergiebig für die Kenntnis des oberaargauischen und emmentalischen Bauerntums in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, seiner materiellen und soziologischen Bedingungen, seiner Sprache, seiner Sitten und Bräuche, seines Glaubens. Kaum überschauen lässt sich die Masse volkskundlich bemerkenswerter Einzeltatsachen.

Aber darin erschöpft sich die Bedeutung Gotthelfs für die Volkskunde nicht. In all ihren Bemühungen um einzelne Fragen zielt die volkskundliche Forschung letztlich doch darauf, den Menschen – «ce monstre incompréhensible» (Pascal) – in seiner Rätselhaftigkeit zu begreifen. Sie beschränkt sich dabei auf das ihr Zukommende: auf die Erforschung des Menschen als überlieferungsgebundenes Gemeinschaftswesen[5]. Um ein Bild des Menschen geht es auch dem Dichter; einmütig hat die neuere Gotthelf-Forschung darauf hingewiesen, dass dieser «Berner vom reinsten Korn»[6], der «aus dem Volk und für das Volk»[7] schreibt, um die Erkenntnis des Menschen, seiner Natur und seiner Bestimmung ringt. Immer neu reisst ihn sein Geist über das zu niedrig gesteckte Ziel des Volksschriftstellers hinaus; alle Schranken der sogenannten Heimatdichtung und Dorfgeschichten-Literatur durchbricht er. Das Emmental wird zur Welt, das 'Volksgesicht' zum Antlitz des Menschen[8]. Manche seiner Figuren wachsen tatsächlich zu unvergänglichen Menschenbildern empor[9]. Ihm ist die Beschränkung auf ein Teilgebiet fremd; kühn wagt er es, den Menschen in seiner Ganzheit zu erfassen. In diesem Gesamtbilde treten aber offenkundig die 'volkstümlichen' Züge besonders kräftig hervor. Die volkskundlichen Grundbegriffe: Gemeinschaft, Überlieferung, Sitte und

---

[1] E 1, 8.

[2] Gottfried Keller a.O. 68.

[3] So schon Pupikofer: «Ihre Schriften sind als ein Zeitspiegel zu betrachten, und nach Jahrhunderten werden sie als geschichtliche Autorität zitiert werden» (E 6, 73). Ähnlich Fueter, namentlich in bezug auf Gotthelfs Sprache: E 4, 264; E 5, 252. 267.

[4] Muschg, Einführung 204. Günther, Wesen und Werk 10.

[5] Weiss, Volkskunde 9.

[6] Er gleicht in manchem dem Obersten Rudolf von Effinger, den er 12, 23 so nennt.

[7] E 5, 250 (Fueter); siehe auch Berthold Auerbach, Schrift und Volk (1846) 13ff. ('Die Dichtung aus dem Volk') und 177ff. ('Die Dichtung für das Volk').

[8] Muschg passim; vgl. ferner etwa den bezeichnenden Titel 'Das Bild des Menschen bei Jeremias Gotthelf' (Fehr) oder Günther, Wesen und Werk 45: Er macht «das Bauernleben zum Bilde des Universums und seine Bauern zu Vertretern der Menschheit.»

[9] Muschg, Einführung 201.

Brauch[1] bedeuten auch für die Welt des Dichters Entscheidendes. Fast zwangsläufig bedient sich ihrer, wer über seine Werke wesentliche Aussagen macht: In seinen Büchern ist «das Geschehen ... auf weite Strecken nichts als Brauch und Sitte»[2], oder: Der wichtigste Vorgang im Leben Uli des Knechts ist «sein Hineinwachsen in den Adel der Überlieferung, in den Segen der Gemeinschaft»[3]. Ein Versuch, die Erkenntnisse des Dichters hinsichtlich dieser Grundfragen des volkstümlichen Lebens für die Volkskunde fruchtbar zu machen, dürfte demnach berechtigt und erfolgversprechend sein.

Dabei soll aber die Problematik unserer Quellen nicht verschwiegen werden. Gotthelf ist keineswegs ein bequemer volkskundlicher Gewährsmann, noch weniger ein Volkskundeforscher[4], vielmehr ein Dichter und ein Volkserzieher. Ein Dichter von urtümlicher Gestaltungskraft[5], bedrängt von Gesichten, der nicht einen Abklatsch der Wirklichkeit feilbietet, sondern eine neue Welt aus sich heraus stellt. Mit dem Ungestüm eines ausbrechenden Bergsees hat sein Dichtertum sich Bahn gebrochen[6], wie Lawinen wachsen diesem grossen epischen Genie[7] die Bücher unter den Händen an – er kann eben «eine grosse Summe nicht in einen kleinen Geldseckel fassen»[8]. Ein Nichts genügt, seine Schöpferlust zu entflammen, etwa das Erscheinen eines Erdbeerimeitschi an der Türe des Pfarrhauses[9]. Er formt Menschen nach seinem Bilde: So hat zwar (1824) der junge Utzensdorfer Vikar von gleich drei Vorgesetzten in seiner Kirchgemeinde geschrieben, sie würden von ihren Weibern beherrscht, z.B. den Statthalter drehten «seine beyden ich möchte sagen dämonischen Weiber nach ihrem Willen»[10]; aber das dämonische Weib Anne Bäbi Jowäger ist das Werk seines Geistes. Ebenso wenig dürfen ein Peter Käser[11], ein Vetter Hans Joggeli[12] und manche andere Gestalten ihren leiblichen Urbildern gleichgestellt werden. Als Dichter fühlt er sich nicht zu folkloristischer Akribie verpflichtet[13]; er gehorcht anderen Gesetzen. Vergeblich sucht

[1] Geiger, Volkstum 1ff. 13ff. 16ff. Weiss, Volkskunde passim.
[2] Muschg, Gotthelf 228.
[3] Muschg, Einführung 77.
[4] Richtig z.B. K. Guggisberg, Jeremias Gotthelf. Christentum und Leben (1939) 190ff.
[5] Besonders eindringlich hervorgehoben von W. Günther in 'Wesen und Werk' und in 'Neue Gotthelf-Studien' (1958).
[6] E 4, 279ff.
[7] Gottfried Keller erwägt dieses Prädikat a.O. 112.
[8] E 5, 295 im Hinblick auf 'Anne Bäbi'. [9] E 8, 74.
[10] Hunziker, Der junge Gotthelf 39. 42.
[11] K. Fehr, Jeremias Gotthelf (1954) 234.
[12] Siehe S. 124 Anm. 14.
[13] Volkskundliche Fragestellungen liegen ihm freilich nicht fern, vgl. z. B. 3, 87; 5, 395; 20, 126 (Michel).

man etwa eine Erwähnung der berühmten 'Ründe', die doch jeder Ferienreisende kennt und als besonderes Kennzeichen des Emmentaler Hauses empfindet[1], vergeblich die 'systematische' Beschreibung einer Tracht, vergeblich so vieles andere.

Und er ist ein Volkserzieher. Er schreibt von seinem Land nicht bloss, wie es war und ist, sondern wie es werden sollte[2]. Seinem verehrten Vorbild Pestalozzi nacheifernd, will er 'dem Volk aufhelfen'[3]. Ein Buch, das nicht zur Besserung der Menschen beiträgt, verdient verboten zu werden[4]. Erzieherernst, Helferwille drücken ihm die Feder in die Hand. Das Volk soll belebt, nicht belehrt werden[5]. Ungleich manchen Zeitgenossen zaubert er deshalb den Leuten nicht allzu schöne Idealbilder vor die Augen[6] und versucht nicht, die geistig Unmündigen «als gemeinnützige Amme» mit dem Breilöffel zu füttern[7]; auch allgemeine Rezepte hält er für nutzlos[8]. Er sucht seine Zwecke vielmehr durch eine realistische Darstellung der Verhältnisse zu erreichen, setzt sich schon im 'Bauernspiegel' das Ziel, «unsere Zustände unverblendet ... klar und lebendig den Leuten vor die Augen zu stellen»[9]. Aber dieser zweckbestimmte Realismus (oder Naturalismus) ist ein scheinbarer[10]. Die sogenannte Realität wird an einer umfassenden geistigen Wirklichkeit gemessen, an der Welt des Christentums. Wie seine Predigten sind seine Schriften Verkündigung des Reiches Gottes[11]. Er hat auf der Kanzel gehaltene Predigten in seine Bücher

---

[1] R. Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz (1959) 93f.

[2] 16, 445 (Vorwort zu den 'Bildern und Sagen').

[3] Dieses Pestalozziwort steht in der Vorrede zu 'Der natürliche Schulmeister', gerichtet «an das niederste Volk Helvetiens» (Sämtl. Werke [1927ff.] 15, 2).

[4] 23, 13. [5] E 5, 107.

[6] Vetter, Beiträge 247f.: Spott Gotthelfs über ein von einem Pfarrer zu verfassendes Büchlein gegen das Kilten, in dem «jedes Bäbi eine tugendhafte Dulcinea» wäre und «sämtliche Mädchen zum Lohn ihrer Keuschheit Männer kriegten, vornehme». – Siehe auch Auerbach a.O. 202: «Die moralischen Musterwirtschaften» mit ihren wohlgesäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedental und dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze. [7] E 5, 331.

[8] «Sie taugen in der Regel gar nichts, so wenig als allgemeine Bücher über die Ehe, über die Erziehung, über die Stallfütterung» (E 9, 140).

[9] E 4, 223.

[10] Über den angeblichen Realismus Gotthelfs Muschg, Gotthelf 403ff.; Fehr, Bild des Menschen 25; Günther, Neue Gotthelf-Studien 65ff.

[11] Muschg, Einführung 19. – Fehr, Bild des Menschen 36. – Es ist hier natürlich nicht der Ort, über Gotthelfs Christlichkeit zu handeln; vgl. Guggisberg (s. oben S. 126 Anm. 4) und E. Buess, Jeremias Gotthelf. Sein Gottes- und Menschenverständnis (1948), dazu die Besprechung des Buches von Buess durch W. Muschg in: (Basler) Theologische Zeitschrift 5 (1949) 67ff. Muschg (S. 71): «Vom theologischen Dogma, wohl auch von der Praxis des alltäglichen Glaubenslebens aus beurteilt war Gotthelf ein schlechter Christ» und «Ein Dichter von seiner Art und seinem Rang wird man nicht aus unangefochtenem Glauben».

aufgenommen[1]. 'Volk' ist für ihn auch 'Volk Gottes'[2], die Regenten sind die Ältesten, Jeremias Gotthelf steht als Mahner und Prophet in des Volkes Mitte, «auch er der Gemeinde Glied, und vielleicht nur dadurch über den andern Gliedern, dass sein Auge schärfer schaut»[3]. Das Bernervolk soll ein christliches Volk werden und bleiben. Bei dem damaligen Stand der Dinge und bei der Fechternatur des Dichters hat es nicht ausbleiben können, dass seine Bücher oft weniger einem geistlichen Acker als einem Schlachtfeld gleichen[4]. Denn der herrschende Geist der Zeit erweist sich ihm als ein Feind des Christentums, also auch als Feind des Volks. Hat er anfänglich gehofft, «durch klares Aufdecken der Verhältnisse» auf das öffentliche Leben seines Vaterlandes einwirken zu können[5], sieht sich der Unzeitgemässe von den neuen Führern beiseitegeschoben. Im Namen und als Fürsprech des «sogenannten gemeinen Volkes»[6], «des eigentlichen Volkes»[7] – Gottfried Keller spottet: «seines auserwählten Volks»[8] – wirft er sich den «neuen Staatsherren» entgegen; Speichelleckern, die in ihren Festreden dem Volk als Hofnarren «du edles Volk, du herrlich Volk, du, du, du!»[9] zurufen, um es desto besser «regelmässig und gesetzlich ausbeuten zu können»[10]; Verführern, die als Vertreter des Zeitgeistes zum Ziele haben, «an die Stelle der christlichen Religion die Staatsmoral zu plazieren»[11]. Zwei Welten stossen aufeinander: In der gleichen Wirtsstube sitzen «zweier Gattig Leute», die «gesessenen», die «Sassen», und die Vertreter einer «luftigen» neumodischen Welt[12]. Mit dem denkwürdigen Titel 'Zeitgeist und Bernergeist' ist dieser Gegensatz in Stein gemeisselt worden[13]. Als leidenschaftlicher Rufer in der Wüste[14] – er will kein stummer Hund sein[15] – verzehrt er sich in seiner Sendung, «zu schreien in die Zeit hinein, zu wecken die

---

[1] E 7, 82. 94.

[2] Zum Beispiel 7, 358f.; 13, 28. 63f.

[3] 7, 353.

[4] «Ab solchen Dingen vergisst man ordentlich das Geistliche und möchte zur Hellebarde greifen» (an Hagenbach, Jahr 1845: E 6, 165; ähnlich E 6, 208).

[5] E 6, 151.

[6] 1, 347; 11, 162.

[7] 13, 11.

[8] Werke 22, 110.

[9] E 1, 283ff.; ähnlich 23, 435.

[10] 16, 404 (Silvestertraum).

[11] 20, 133 (Michel).

[12] 8, 14f.; ähnlich schon 1, 311; vgl. auch 9, 446; 13, 33.

[13] Vgl. P. Baumgartner, Jeremias Gotthelfs Zeitgeist und Bernergeist (1945).

[14] 'Uli der Pächter' ist nach seinen Worten «ein Sonderbundskind, in Zorn und Weh geboren» (E 7, 170); den 'Geltstag' hat «eine Art vaterländischen Zorns» erzeugt (E 6, 225).

[15] E 7, 184.

Schläfer, den Blinden den Star zu stechen»[1]. Von Anfang an und immer wieder rügen Rezensenten[2], mahnen wohlmeinende Freunde[3], er male zu schwarz, und seine politischen Gegner werfen ihm vor, er verschachere den moralischen Ruf des Bernervolks um Honorare[4].

So wären also Gotthelfs Werke eine trübe Quelle für die Erforschung des Volks und der Volksart? Bei allen berechtigten Einschränkungen muss sich der Volkskundeforscher dreierlei vor Augen halten: Es ist vielleicht Gotthelf nicht gelungen, in einem Buch das volle Leben mit seiner Sonn- und Schattenseite zu umfangen[5], sondern er gibt jeweils «nur ein Bruchstück aus vielfachen Anschauungen»[6]; zusammengenommen gewähren aber seine Werke in der Vielfalt und Gegensätzlichkeit der Aussage ein umfassendes Bild. Zweifellos hat ferner Gotthelf das brauchgebundene Gemeinschaftsleben in einer Zeit des Umbruchs als das nicht mehr Selbstverständliche in besonders scharfen Umrissen zu sehen vermocht. Und schliesslich: Gotthelf spricht im Hinblick auf eine bestimmte Szene im 'Anne Bäbi' von dem «wunderbaren Zusammentreffen der Phantasie mit der Wirklichkeit»[7], und von seiner Schilderung der 'Wassernot im Emmental' sagt er mit grossartiger Gebärde, er berichte vielleicht manches, «was nicht geschah, was aber hätte geschehen können»[8]. Der unbefangene Leser wird dem Dichter diese Wahrheit zuerkennen; denn sein Werk hat sich in den Stürmen der letzten Jahrzehnte, in denen so manches wie Spreu zerstoben ist, im vollen Sinne des Wortes bewährt. Er ist einst von dem peinigenden Gefühl heimgesucht worden, er schreibe für alle und für keinen[9], und bei seiner Bestattung hat ein Freund das

---

[1] E 6, 236 (an Fröhlich).

[2] Vetter, Beiträge 4ff. 367f.

[3] Zum Beispiel Burkhalter: E 7, 171. 271; E 8, 245.

[4] K. Fehr, Jeremias Gotthelf (1954) 407. – Nach Gottfried Keller trägt 'Zeitgeist und Bernergeist' schon im Motiv «den Stempel der Unwahrheit» (a.O. 97, Jahr 1852). – Manches, was Übertreibung scheint, ist so erlebt: E 5, 101 (Bauerntöchter am Solothurner Schiesset als Vorbilder für Elisi im 'Uli'); E 5, 113 (verhudelte Hochzeitspärchen).

[5] Vom 'Bauernspiegel', seinem Erstling, sagt er: «Mein Spiegel zeigt euch die Schatt- und nicht die Sonnseite eures Lebens» (1, 378); später (E 5, 98 und ähnlich 167): «Unsern Bauern bin ich die Sonnseite des Bauernlebens noch schuldig.» In diesem Sinn schreibt er dann etwa 'Uli der Knecht', 'Geld und Geist'. Im letzten grossen Werk, dem 'Schuldenbauer', klagt er, das Buch «stelle nicht die ganze Wahrheit dar, nackt in ihrem Umfang und in ihren Tiefen» (14, 9).

[6] E 4, 223 (vom 'Bauernpsiegel' gesagt).

[7] E 1, 10.

[8] 15, 334 (im handschriftlichen Entwurf).

[9] Zum Beispiel E 5, 84ff. 151. 165. 169. 333. – Die volkskundlich bedeutsamen Gründe, warum Gotthelf gerade auch vom 'eigentlichen Volk' abgelehnt wurde, hat schon sein Berater Carl Bitzius klar erkannt (E 7, 108f.). Vgl. auch Gottfried Keller a. O. 99 und Weiss, Volkskunde 296f.

Wort gesprochen vom Propheten, der nichts gilt in seinem Vaterland[1]. Heute ist sein Werk eine still wirkende geistige Macht, gegenwartsnah, zukunftsträchtig[2].

II. Der Mensch in der Gemeinschaft

In der Gotthelfschen Welt steht das Gemeinschaftsleben an Bedeutung hoch über dem Dasein des Einzelnen. Das Leben erfüllt sich in den als naturgemäss empfundenen Gruppen der beiden Geschlechter, der Ledigen und Verheirateten, der Familien- und Hausgemeinschaft, des Dorfes oder der Stadt, des Berufes und Standes, schliesslich der Kirchgemeinde[3].

Gemeinschaft ist Zusammenschluss, zugleich aber Sonderung. Das erweist sich bei der urtümlichsten Gruppierung in Männer und Frauen als wahr. Unter den Frauen scheint ein geheimes Einverständnis, den Männern gegenüber Krieg zu herrschen, so im Haus, so im Dorf. Das Urweib Anne Bäbi Jowäger trägt sogleich der Schwiegertochter ein Bündnis gegen das Mannevolch an, das es gewöhnlich Schnürflene nennt[4]. «Wenn ume kene dere Züg wär uf dr Welt!» wünscht es. Hätte es nicht seinen Buben und wäre es Herrgott, es würfe alle in ein Loch «u de e brave Stey druf, öppe e siebezentnerige oder meh»[5]. Die Frau Joggelis auf der 'Glungge' betrachtet die Männer wie Käfer und Mäuse als eine Art Ungeziefer, das man in Gottes Namen mit Geduld ertragen muss[6]. In der 'Vehfreude' stehen die Weiber alle im Bund gegen die Männer[7]. Anderseits findet ein junger Bursch, «dümmers Vieh als das Weibervolk» gäbe es nicht[8], und Männerhochmut redet von zweier Gattig Menschen, «wo eigetlich nit zsämezzelle sy, ... u Wybervolk blybt i Gotts Name geng Wybervolk»[9].

Scharf grenzt sich das Treiben der Ledigen, die von der Konfirmation bis zur Hochzeit eine Gruppe bilden, von dem Leben der Verheirateten ab, das beinahe ganz in Arbeit und Pflichterfüllung aufgeht[10].

---

[1] J. Ammann a.O. 15.

[2] Seine Hochschätzung entspringt doch wohl kaum einem «Wunschdenken» oder dem «Schweizer Nationalismus», sondern dem lebendigen Gefühl für wirkliche Grösse. (Gegen F. Sengle, Zum Wandel des Gotthelfbildes, in: Germanisch-romanische Monatsschrift 38 [1957] 249. 251.)

[3] Geiger, Volkstum 16ff. Weiss, Volkskunde 26ff.

[4] 6, 17. [5] 6, 42. [6] 11, 88; siehe auch 13, 32.

[7] In 12 vielfach. Die kleine Erzählung 'Wurst wider Wurst' (19, 65ff.) ist ganz auf diesem triebhaften Widerstreit aufgebaut.

[8] 12, 326; siehe auch 13, 32. [9] 21, 52 (Erdbeeri Mareili).

[10] Ausführlich dargestellt S. 183ff.

Die Ehe ist eine Selbstverständlichkeit. Wenn eine Bauerntochter vierundzwanzig ist und noch keinen Mann hat, wird bereits gefragt, ob etwa die Familie ungesund sei oder ob sie gerne zNarren geraten[1]. Ein Mann gehört zu den Dingen im Leben, die einem «geordnet» sind – und im Notfall nimmt man auch einen «Ungordneten»[2]. Nicht ohne tragische Züge sind die alternden Mägde gezeichnet, die «für ihr Leben gerne» noch einen Mann hätten[3]. Manche Mädchen aus niederem Stande folgen einfach ihrem Trieb, denken sich in einem Mann «Heil, Glück, Seligkeit, kurz alles beieinander»[4], und Bursche derselben Art kommen manchmal zu einer Frau, «ohne recht zu wissen, wie»[5]. Bei Werbung und Eheschluss der eigentlichen Bauern dagegen entscheiden die Bedürfnisse der Gemeinschaft mehr als persönliche Gefühle[6]. Der junge Hoferbe muss eine Frau haben, die seine Mutter ersetzen kann[7]: «Für es rechts Hus z'füehre, müesse Ma u Frau sy»[8]. Ferner will der Bauer natürlich wieder einen Erben. Umgekehrt verzichtet oft ein älterer Sohn – nicht er, sondern der jüngste erbt den Hof – auf die Ehe, «damit der Hof beisammen, die Familie reich bleibe»[9]. Vom Glücklichwerden spricht allenfalls eine Frau Pfarrer; ein Bauer hintersinnet sich kaum wegen unerwiderter Liebe, er schaut darauf, dass eine «werchbar» ist, «öppe nit vo de Hoffärtigste u nit ab dr Gass»[10]. Und eine rechte Bauerntochter «aus edlem Hause» wird nicht leicht durch die Liebe blind[11]. Auf Geld und Gut wird beim Weiben sehr geachtet. Für einen reichen Burschen ist es «quasi ein Ehrenpunkt, recht viel Geld zu kriegen»[12], und für ein Bauernmädchen bedeutet «es gut machen» gleich viel wie «reich heiraten»[13]. Geld ist freilich nicht alles. «Wenn man einen grossen Kohlwagen voll Dublonen hätte, was hilfts einem, wenn man ein Babi zur Frau hat...»[14] Werbung und Heiraten werden geradezu mit einem Kuhhandel verglichen. Wo die Burschen «was Feisses vernehmen (wie die Metzger!), haben ihrer ein Dutzend die Nasen im Stalle»[15]. Eine Bäuerin empfiehlt in Anwesenheit des Mädchens einem Burschen zuzugreifen; denn das sei nicht eines von denen, «wo am zwölfi noch auf dem Märit stehen, weil sie nicht Kauf gefunden»[16]. «Der Kuhhandel ist e bschissne Handel, aber mit dem Weibervolk wird man noch zehnmal ärger angeschmiert,

---

[1] 18, 73 (Christen). [2] 13, 489. Siehe auch S. 151.
[3] Zum Beispiel Stini 4, 93ff. und Mädi 5, 285ff.
[4] 4, 93f.; ähnlich 1, 116 und 8, 333 von einer Witwe. [5] 1, 9.
[6] Barthel, Emmentaler Bauer 45. [7] 18, 89 (Christen).
[8] 7, 303. [9] 12, 259; ähnlich 7, 270.
[10] 5, 310f. [11] 13, 82; E2, 66. [12] 12, 366. [13] E1, 88.
[14] 18, 62f. (Christen). Drollig dargestellt, wie eine angehende Bäuerin nicht sein soll: 20, 167 (Michel). [15] 18, 73 (Christen). [16] 13, 491.

und dann ists bös, man kann nicht ändern»[1]. Solche Vergleiche sind weniger stossend, wenn man bedenkt, dass brauchgemäss bei einer Werbung oder 'Gschaui' ein Kuh- oder Rosshandel zum Vorwand genommen, manche Bekanntschaft auf dem Markt geknüpft wird[2]. Vater und Mutter nehmen gelegentlich entscheidenden Einfluss auf die Wahl des Partners. Während die meisten wohl vor eigentlichem Zwang zurückschrecken[3], kommt doch die alte Geschichte immer wieder vor, dass das Mädchen nur «Räf oder Kratten» sein soll, «um neues Gut auf den alten Haufen zu kräzen»[4]. Väter treten als Brautwerber auf[5]. Vor allem die Mütter legen sich ins Mittel, wenn es um Sohn[6] oder Tochter[7] geht. Für des Sohnes Glück gäbe eine Mutter die Seligkeit, «wenigstens die halbe»[8]. Ehestiften gehört überhaupt zu den Passionen der Weiber: Wenn eine Frau etwas von einer Heirat schmöckt, ist ihr nicht mehr zu helfen, und es ist gerade, «wie wenn der Tüfel in sie gefahren wäre»[9].

Geheiratet wird wie in allen natürlichen Verhältnissen «zum Zweck der Erzeugung echtbürtiger Kinder»[10]. Die Ehe hat erst ihren vollen Sinn, wenn sie zur Familie wird. Zeichen dafür ist der alte Brauch, dass die junge Frau noch bei ihren Eltern wohnt, bis sie das erstemal geboren hat[11]. Kindbettenen sind (neben Heiraten) das beliebteste Gesprächsthema der Frauen[12]. Ein Knabe wird etwa bevorzugt; denn er kann «das Heimet» erben[13]. Anne Bäbi Jowäger achtet die Mädchen gering: «Eys meh oder minger der Gattig käm endlig nit druf a»[14]. In reichen Häusern wird auf kleine Kinderzahl geachtet[15]; Kleinbauernfamilien dagegen sind sehr oft «überkindet»: «Alle Jahre ein Kind, in den Fehljahren zwei!»[16] Da wird der Tod eines kleinen Kindes mit Erleichterung aufgenommen, ja gewünscht[17]. Zur engsten Familie zählen die Grosseltern, die in kleinern Verhältnissen mit dem Sohn im gleichen Haushalt leben, auf den grossen Höfen sich ins «Stöckli» zurückziehen[18]. Dazu kommen ledige Brüder, die als Vetter, Vettergötti in Ehren stehen[19], während in Bauernfamilien ledige Tanten bei Gotthelf nie genannt werden. Verwandtschaftliche Herzlichkeit ist

---

[1] 20, 168; ähnlich 16, 367f. (Wie Joggeli ...); 17, 22 (Schwarze Spinne).
[2] H. Bächtold, Die Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit (1914) 27f.
[3] 21, 131 (Sonntag des Grossvaters). [4] 7, 165. 235. [5] 7, 210f.
[6] 7, 160; 10, 308. [7] 20, 273 (Michel); 22, 205. 207 (Der Besuch). [8] 7, 168.
[9] 4, 283; 10, 308; lustig: 20, 210f. 273 (Michel).
[10] P. Von der Mühll, Über das naturgemässe Leben der alten Athener (1943) 22.
[11] 1, 27 und 435 s. v. Eltern; siehe auch 18, 103 (Christen); 22, 206 (Der Besuch).
[12] 8, 87f. [13] 2, 36. [14] 6, 139; vgl. 2, 36; 13, 462.
[15] Barthel, Emmentaler Bauer 105f. [16] 14, 64f. 230.
[17] Krass 2, 31. 49. [18] E 1, 98. [19] 12, 259.

etwas, um dessetwillen «der Städter den Landbewohner vornehm über die Achsel ansieht»[1]. Man hält etwas auf verwandtschaftliche Bande[2] und ist stolz auf die Familie, trumpft mit einem Vetter Ratsherr auf[3], rühmt sich – es ist von einem schlechten Götti die Rede – «e sellige Uflat hey mr doch notti keine i üser Vrwandtschaft, Gottlob»[4]. Der Geltstag des Vaters und die Schande der Familie treiben Elsi als Magd in die Fremde[5]. Man fürchtet die Schande, «dass sie öppere ums Lebe brunge hätt i dr Familie»[6]. Freilich sind die äusseren Bande mit ferner wohnenden Verwandten sehr locker; denn man kann einander nur selten besuchen, und von Schreiben ist keine Rede. Eine nach auswärts verheiratete Frau verliert beinahe die Verbindung mit ihrer alten Familie; sie ist eben in eine andere übergetreten. Bildhaft erscheint der verwandtschaftliche Zusammenhang bei Familienfesten, vorab den Gräbten: Da darf niemand vergessen werden, «kein Verwandter bis in das siebenundsiebzigste Glied»[7], «bis zu Noah hinauf»[8].

Es liegt in der Natur des Bauerntums, dass Mann und Frau samt der übrigen Familie vor allem als Arbeitsgemeinschaft auftreten[9]. Ihr gemeinsames Bemühen gilt dem Bauerngut; ihr Leben steht im Dienste des Hofes. Die geregelte Arbeit nimmt die Kräfte aller in Anspruch, «da ist (im Gegensatz zur Stadt) ein gemeinsamer Haushalt, der beschafft sein will durch alle vorhandenen Hände»[10]. Jedes hat seinen Platz: Der Mann ist, namentlich als Hofbauer, fast ein König[11], die Frau sein Innenminister, ja selber eine Art Majestät, mehr «als eine Königin, welche nichts anderes kann als den König angrännen und die Hofdamen schnauzen»[12], der jüngste Sohn als Erbe der Kronprinz[13].

Es gibt wenig Gelegenheit zu einem 'individuellen' Leben; namentlich bleibt kaum Zeit für Eheprobleme. Der Mann ist äusserlich das Oberhaupt[14], aber er beobachtet eine genaue Arbeitsteilung: Er ist Meister in Feld und Stall, im Hause schaltet und rumort die Frau, und alles muss sich vor ihr ducken, auch der Mann[15]. Aber der Arm der Frau reicht weiter. Nur ein windiger Wirt äussert sich zu einer Frau: «Schweine mästen und kochen, Kaffee trinken und alle Jahre ein Kind haben, das ist eure Sache und damit punktum»[16]. Im Bewusst-

---

[1] 6, 225. Früher sei «das Vettern» noch mehr Mode gewesen: 20, 81 (Erbbase).
[2] Grotesk übertreibend: E 2, 238. [3] 5, 136. [4] 6, 36; drastisch 20, 171 (Michel).
[5] 17, 132. 149 (Elsi). [6] 6, 201; 1, 34.
[7] 13, 318. 324; 20, 81 (Erbbase). [8] 19, 227 (Hans Joggeli).
[9] Gut: Barthel, Emmentaler Bauer 56ff. 66ff.
[10] 6, 28. [11] 1, 127; E 1, 85. [12] 20, 145. 181 (Michel).
[13] E 2, 41; vgl. 2, 37.
[14] 2, 238: Bild von der Sonne und den Planeten.
[15] 1, 7; 8, 321. [16] 11, 249.

sein ihres Wertes kann eine Frau wie Vreneli sagen: «Ich regiere die Haushaltung, du das Feld, stehe mit dir auf, gehe mit dir zu Bette, bin nicht deine Magd, sondern deine Frau»[1]. Sie ist unentbehrlich im bescheidenen Hause wie im vornehmen. Eine so «uninteressante», sogar «widerwärtige Person» wie Annemarei im 'Schuldenbauer' ist «für eine Bauernhaushaltung ... eine unübertreffliche Persönlichkeit, ... des Hauses Hauptstück oder Säule»[2]. Grossbauern sind erst recht auf «Hauptweiber»[3] angewiesen. Ob arm oder reich, ihr Schicksal ist es, ihrer Lebtag «den Angstkarren zu ziehen»[4], ja, arme Frauen sind viel unabhängiger und freier als reiche, die angebunden sind wie der Haushund[5]. Es entspricht ihrer Stellung, dass die Männer mit ihnen die wichtigen Angelegenheiten des Hauses im Stübli[6] oder «hinter dem Umhang» (des Ehebettes) bereden[7], dass ihnen ungefragt das Verfügungsrecht über die gemeinsame Kasse, «das Schublädli», zusteht[8]. Sie müssen «die Magd vorstellen»[9], aber auch regieren können: Die rechten Weiber sind die, welche ihren Mann für ihren Herrn halten, ist er aber abwesend, regieren, als wäre er es selbst[10].

Oft regieren sie freilich auch, wenn der Mann zu Hause ist. Viele Ehemänner scheuen ihre Gattinnen, nicht nur Hansli Jowäger oder Peterli im 'Dürluft'[11], auch der souveräne Sime Sämeli[12], und der Dorfmagnat der 'Vehfreude' regiert zwar die Gemeinde, tanzt aber nach der Geige der Ammännin wie ein aufrechter Bär[13]. Damit ist mehr gemeint als ein äusserliches Regieren[14]. Oft genug ist die Frau die Führende; wenn die Höseler nicht handeln, «lasst uns zwei Monat die Hosen anziehen und kriecht in unsere Gloschli (Unterröcke), sie sind schön warm!»[15] Die Frau hat die stärkere Natur[16] und formt den Mann zum Schlimmen oder zum Guten. Durch ihre Weiber können «aus den freinsten (gutmütigsten) Burschen halbe Tüfle» werden; denn «wenn es Wyb z'ungutem geratet, so hält es siebe Manne use und dr Tüfel könnt byn ihm ga Lehrbueb sy»[17]. Anderseits wird ein Bursch erst durch eine gute Frau zum Manne gebildet; das klassische Beispiel ist das Wirken Meyelis am jungen Jowäger.

Fast notwendigerweise erweitert sich die bäuerliche Arbeitsgemeinschaft der Familie durch die Knechte und Mägde, «die Diensten»[18]. Sie werden mehr oder weniger zur Familie gezählt. Es herrscht ein

---

[1] 11, 227. [2] 14, 301. 314; eindrucksvoll: 2, 28. [3] 12, 154.
[4] 6, 41; 12, 41 und sonst. [5] 10, 308. [6] 1, 7. [7] 1, 354; 4, 7; 5, 144.
[8] 1, 7; 7, 12. [9] 11, 112. [10] 17, 102 (Hans Berner); ähnlich 11, 318.
[11] 12, 16f. [12] E2, 17. [13] 12, 72; ferner 159 und sonst.
[14] E. Buess (s. oben S. 127 Anm. 11) 41: 'Die Vorherrschaft des Weibes' (Kapitelüberschrift). [15] 13, 266. [16] 12, 84. [17] 7, 83.
[18] Barthel, Emmentaler Bauer 66ff.

strenges Ranggefühl wie in einem kleinen Hofstaat[1]. Sehr häufig werden die Dienstboten insgesamt «das Volk»[2] genannt, und in den grossen Werken tritt der Bauer «an seines Volkes Spitze»[3]. Im ganzen besteht zwischen Meister und Diensten ein Vertrauensverhältnis, und wo die Untergebenen als eine Rotte Verbündeter auftreten, ist ein übles Dabeisein[4]. Aber der Abstand bleibt gewahrt. Es ziemt sich nicht, dass Glieder der Familie sich mit den Dienstboten allzu gemein machen[5]. Eine Magd in den Kleidern der Tochter des Hauses bleibt Magd[6]. Es ist ungehörig, Meisterfrau und Jumpfere zusammen zu Gevatter zu nehmen[7]. Ein junger Bauer soll sich nicht mit Mägden abgeben[8], und wenn einmal eine Magd Bäuerin wird, kommt die Veränderung einer Wiedergeburt gleich[9]. Man sucht zu vermeiden, dass «nur der Knecht» die Meisterstochter heiratet[10]. Die Diensten ihrerseits halten untereinander auf strikte Rangordnung; so hat am Tisch jedes seinen Platz, und wehe dem, der ihn streitig macht[11]. Der Meister sitzt obenan, das Mannevolk hinter dem Tisch, das Weibervolk auf dem 'Vorstuhl'[12]. Auf grossen Höfen gibt es vielleicht vier Knechte und zwei Mägde mit ihrem bestimmten Aufgabenkreis: Melker, Karrer, Herdknechte[13], dazu oft einen Hüterbub, neben der Meisterjungfere eine Untermagd[14]. Aber noch weitere Personen gehören zum Haus. In den grossen Werken sind die Tauner, die Taglöhner, unentbehrlich. Ferner benötigt man Handwerker, die auf die Stör kommen: Schneider, Schuhmacher, Schmied, Korber, Näherin, Spinnerin[15]. Regelmässig erscheinen auch Müller und Metzger. Das bunte Bild vervollständigen die vielen herumziehenden kleinen Leute: Hühner- und Kachelträger, Tauben- und Garnhändler, Besenbinder, Scherenschleifer, Weckenweiber und Lumpensammler, Ankenhändler, Kesselflicker, Kachelhefter, Schweinborsten- und Federnsammler, Hausierer mit Halstüchern, Schmöck- und Karmeliterwasser, Aarwangenbalsam und Tannzapfenöl[16]; nicht zu vergessen sind die 'Umgänger', Gemeindearme, die nach der Kehrordnung in den Haushaltungen verpflegt werden[17], und die vielen Bettler.

---

[1] 1, 127: Vergleich Königshof – Bauernhof.
[2] Zum Beispiel 13, 408; 14, 279; 16, 364ff. mehrfach (Wie Joggeli ...).
[3] 20, 147 (Michel). [4] 1, 127ff. [5] 1, 127; 22, 208 (Der Besuch).
[6] 13, 463ff. [7] 6, 68. [8] 17, 138 (Elsi). [9] 14, 264.
[10] 4, 248. 256. 288. [11] 6, 30.
[12] 20, 151 (Michel). Die traditionelle Sitzordnung der bäuerlichen Familie: R. Weiss, Häuser und Landschaften der Schweiz 152 Abb. 55.
[13] 4, 170. [14] 1, 131.
[15] 1, 121. 126; über Korber ferner 22, 131 (Barthli).
[16] 20, 173 (Michel).
[17] 20, 101. 109 (Segen und Unsegen).

Die Hofgemeinschaft ist das Muster einer engen, wohlgeordneten Lebensgemeinschaft, ein kleiner Kosmos, der sich beinahe selbst genügt. Wie Inseln liegen die Höfe da[1]. Die Bauern sind bekannter unter dem Namen ihres Hofes als dem ihres Geschlechts[2]. Im Emmental, dem Gebiet der Hofsiedlungen, besteht 'das Dorf' nur aus einer kleinen Häusergruppe mit der Kirche und dem Wirtshaus als Mittelpunkt. Ins Dorf kommt man also nur etwa an Sonntagen. Nachbarn sehen einander vielleicht monatelang nicht[3]. 'Heimat' ist nicht etwas Abstraktes, sondern das Bauerngut[4]. Aber auch im Oberaargau, der andern Gegend, die Schauplatz der Gotthelfschen Erzählungen ist, «in den Dörfern», ist das Haus wichtiger als das Dorf. Frauen treten manchmal lange nicht über die eigene Schwelle hinaus, und ihr Erscheinen erregt Aufsehen[5]; die Bauern sind ausgeprägte «Sonderbündler, jeder hat nur zunächst das eigene Interesse im Auge»[6].

Bauer und Bäuerin wissen, dass sie am schönsten daheim sind[7]. Dieses urtümliche Heimatgefühl, das sich an Haus und Hof anschliesst, bricht ungestüm hervor, wenn Heimkehrende nach meist kurzer Abwesenheit sich dem Hause nähern[8]. Da taucht das Bild vom Schiffer auf, der nach langer Irrfahrt den Hafen findet[9]. «So wohl wie daheim ist einem doch nirgends auf der Welt, wenn sie schon so gross ist»[10]. Bei jedem Schritt, den das Ross tut, wohlet es der Glunggenbäuerin auf der Heimfahrt von ihrer Badekur. «Solche Betten, wie sie daheim hätten, hätte man doch im Gurnigel nicht, wenn es schon Herrenbetten sein sollten». Mit einem Freudenruf begrüsst sie den heimischen Kirchturm, und wie sie den ersten bekannten Menschen sieht, «lacht ihr das Herz im Leibe». «Vor Blangen» kommt sie nur mit Mühe vom Wägeli herunter, und nach der Begrüssung erlabt sie sich an den vertrauten Speisen und ist überzeugt, «es sei doch alles nüt gege daheim»[11].

Dennoch darf von Dorfgemeinschaft gesprochen werden. Das Dorf ist Lokal- und Wirtschaftsgemeinschaft, dazu aber auch eine politische Grösse und Kirchgemeinde (letzteres oft im Verband mit andern Dörfern). Gemeinden, die nur wenig auseinanderliegen, haben ein völlig verschiedenes Aussehen und einen bestimmten «Dorfgeist»[12], den Gotthelf auch durch die Wahl der Namen sichtbar zu machen

---

[1] 4, 8. [2] 7, 56. [3] 13, 19. [4] 2, 36. 52; 7, 270.
[5] 12, 154. [6] 12, 122. [7] 13, 19; 20, 144 (Michel).
[8] 11, 112. 240; 13, 283; E2, 52. [9] 10, 181ff.; 13, 210. [10] 13, 283.
[11] 4, 278ff. Siehe auch E6, 87: Die Reisegesellschaft, mit der Pfarrer Bitzius 1844 das Basler Schützenfest besucht, gerät eines alten Mannes wegen in Schwierigkeiten; «er hatte förmlich das Heimweh, und das Weinen war ihm beständig zu vorderst».
[12] 10, 233.

sucht. Im Dorf schaut man aufeinander[1], bei den Arbeiten wird gewetteifert. «Sie hielten aufeinander mit unbändigem Eifer, wer am meisten Land, am meisten War (Vieh), am meisten Garben, den schönsten Zug und den grössten Misthaufen hätte»[2]. Freiwillig und unfreiwillig kommt man miteinander in Berührung: beim Wasserholen am Brunnen[3], im Krämerladen[4], beim Hanfbrechen und Waschen[5], an den Abendsitzen[6] und in den Spinnstuben[7], im Wirtshaus[8], in der Kirche. Topfguckerei und Dorfklatsch stehen in Blüte[9]. 'Die Leute' sind eine Grossmacht; «fehlen gegen irgend jemand», das vermeiden Jowägers mit der grössten Ängstlichkeit[10].

Wie im Haus gelten auch in der Dorfgemeinde strenge Ordnungsregeln. Das Land ist eben «keine Krautsuppe, wo alles durcheinander ist und keiner viel mehr als der andere»[11]. Die bäuerliche Bevölkerung bildet die entscheidende Mehrheit. In dieser Gruppe geben die Grossbauern (im Emmental die Hofbesitzer) den Ton an. Nicht umsonst werden sie 'adelig' genannt[12]; denn da geht es nobler und reicher zu als auf manchem Edelsitz[13]. 'Herren' lassen sie sich nicht titulieren, 'Bauer' gilt als Ehrenname[14]. Ihr Selbstbewusstsein ist ungeheuer[15]; sie verachten alle, die weniger Land besitzen als sie[16], «und wenn einer einen zahlten Hof hat, so luegt er den König Salomo nur für einen Schnuderbub an neben sich»[17]. Im Range unter ihnen stehen die Besitzer kleinerer Heimwesen, auch sie zu den Bauern zählend[18]. Es folgen die Pächter, die zwischen Tür und Angel stehen und nicht zu beneiden sind[19]. Die Tauner wohnen in ihren Hütten am einen Ende des Dorfes[20] oder sind «Ghuslüt», Hausleute[21]. Die Schar der Knechte und Mägde sei nochmals erwähnt.

Unter den übrigen Gewerbetreibenden geniessen Metzger[22], Müller und Gastwirte das meiste Ansehen. Die andern Handwerker und die Krämer achtet man gering. Einer aus einer mindern Bauernfamilie, der Hutmacher geworden, wird nach Amerika geschickt, weil man keinen in der Familie will[23]. Im Grunde ist nur Bauernarbeit wirklich Arbeit[24]. Müller[25], Bäcker[26], Wirte[27], Krämer[28] werden üblicher-

---

[1] 5, 29. [2] 2, 339. [3] 1, 347. [4] 7, 169.
[5] 16, 104 (Dursli). [6] 16, 199ff. [7] 10, 197.
[8] 1, 323ff.; 14, 128; 20, 432f. (Seidenweber). [9] 12, 317. [10] 6, 220. [11] 5, 290.
[12] 4, 8; 7, 8. 223. Zur ganzen Frage vgl. W. Oberle, Der adelige Mensch in der Dichtung. Eichendorff, Gotthelf, Stifter, Fontane (1950). [13] 1, 118ff. [14] 13, 422.
[15] Thema der Erzählung vom 'Eselikrieg im Repsacker' 23, 300ff.
[16] Drastisch: 2, 253. [17] 5, 71. [18] 5, 8f. [19] 11, 144f. [20] 3, 306.
[21] 1, 88f.; 2, 52. [22] Metzgen ist auf dem Land «das adeliche Handwerk»: 8, 25.
[23] 23, 305. [24] 6, 46; siehe auch 2, 324. [25] 11, 279.
[26] 6, 69; 12, 203; 14, 322; 23, 362. [27] 14, 55; E2, 239. [28] 1, 155.

weise als Betrüger beargwöhnt. Mit den Bauhandwerkern, die sich nichts sagen lassen und «Fresshüng, Uflät u Koldergringe»[1] sind, zankt man sich herum. So ein Dorfschuhmacher, der aus der Fremde kommt und davon spricht, «wie man in Scheneff die Schuhe fürfüsset, imponiert mächtiglich», aber sein Glanz verblasst bald[2]. Verlumpte Handwerker, von jedem Bauernknecht verachtet, bilden das dörfliche Proletariat: Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Schlosser, Tischmacher, Maurer, Weber, «Wagner, die Schrecken aller Bauern, die ein schönes Öschli oder ein gerades Buchli hatten, Bäcker ohne Mehl, aber mit roten Nasen»[3]. Die finstern Schuhmacher-, Schneider-, Korb- und Besenmacherhöhlen sind buchstäblich und bildlich eine Unterwelt[4]. Zu diesen Leuten, die im 'Schachen' (Flussniederung), abseits des Bauerndorfes, ihr Wesen treiben, gehören ferner Flösser und Giesser, Handschuhmacher, Schleifer, Strählmacher, Strumpfweber, Fischer, Geiger, Schafhändler, Galanderierere[5], Kessler, Glätterinnen, Schweinemetzger, Lumpensammler, Sägefeiler, Hühnerträger, Weiberhändler, Kübelibinder, Wäscherinnen, Schröpferinnen[6]. Auch die Strickerinnen[7] und Näherinnen[8] stehen in schlechtem Ansehen. Nicht für voll genommen wird, wer 'studiert' ist. Ein Bauer fühlt sich hoch über allen Gelehrten[9]. Der Schulmeister, der den Lohn «a Scherm u Schatte verdiene» kann, ist ein armer Schlucker[10]. Ein Arzt wird nur in der Not bemüht, «e Dokter, won e Brülle trag, damit me ihm der Hunger nit agsäch»[11]. Den Pfarrer scheut man und verlacht ihn zugleich[12].

Besonders beim Heiraten beachten rechte Leute die Standesschranken. Gleiches gehört zu Gleichem[13]. Es ziemt sich nicht, sich emporzudrängen; dagegen ist erlaubt, alle Anstrengungen zu machen, «um im gleichen Stande zu bleiben»[14]. Bäuerin zu werden ist aller rechtdenkenden Bauernmädchen Ziel[15], einzig Wirtin und Müllerin kommt noch in Frage[16]. Eine Krämerstochter im Bauernhaus tut nicht gut[17].

Das Selbstgefühl des Dorfes kommt vor allem auch im Leben als politische Gemeinde zum Ausdruck. Die Gemeinde gibt das Mass für politisches Denken; der Staat bleibt eine ferne Grösse. Alles spielt sich in einfachen Formen ab und nimmt wenig Kraft in Anspruch. An einem Samstag wird Gemeindeversammlung, Gericht, Steigerung

---

[1] 6, 135; 22, 184ff. (Barthli). [2] 12, 398. [3] 1, 160f.
[4] 16, 11 (Fünf Mädchen). [5] Vgl. Id 2, 201f. und Vetter, Beiträge 368.
[6] 16, 23. [7] 12, 129. [8] 6, 38; 10, 71. [9] Zum Beispiel 13, 437.
[10] 2, 315. [11] 8, 88. [12] 1, 149ff.; 3, 272. 347. [13] 12, 153.
[14] Ebenda. [15] 19, 258 (Harzer Hans). [16] 2, 212.
[17] 1, 9. 12ff. Über Heirat mit Dienstboten siehe S. 135.

gehalten. Das verschafft Gelegenheit zu geselligem Beisammensein[1]. Es gilt zu bereden, ob man ein neues Schulhaus oder eher eine Feuerspritze oder einen «bräveren Dorfmuni» brauche[2]. Jahrelange Streitigkeiten und Feindschaften kann der Entscheid über den Platz für ein neues Schulhaus erzeugen[3]. Für die Bauern im Grunde wichtiger und Anlass zu gewaltigen Auseinandersetzungen ist die Gründung einer Käsereigenossenschaft[4]. Nicht immer besiegt das Gemeinschaftsdenken den Eigennutz. Wenige unter den Vehfreudigern haben zum Beispiel ein «Holzgewissen»: «Die Mindesten stahlen Holz aus Privatwaldungen, die Mittleren aus dem Gemeindewald, die Bessern aus dem obrigkeitlichen, bloss die Allerbesten stahlen gar keines»[5] – eine vielsagende Stufung!

Auch im politischen Leben gelten die Standesunterschiede. Zwar haben die Wellen der demokratischen Bewegungen von 1798 und 1830 auch in die Dorfgemeinden hinaus geschlagen, aber im Grunde ist der Kanton Bern «trotz aller äussern Form in seinem Wesen durch und durch aristokratisch»[6]. Hintersässen, so finden Burger, wären gescheiter daheim geblieben, wo sie hingehörten[7]. Bei der Beratung wichtiger Angelegenheiten führen die Bauern das Wort, die Tauner haben zu schweigen[8]. Die untergeordneten Beamtungen fallen in erster Linie Burgern zu, sind aber der schlechten Entlöhnung wegen nicht begehrt: Noch nie hätte ein Burger Schulmeister sein wollen, ja als Polizeier und Mauser müssten sie Hintersässen nehmen, «und das seien doch gute Pfosten (!)»[9].

Viel hängt von den Führern, den Gemeinderäten und Richtern, ab. Durch schlechte Vorgesetzte geraten ganze Gemeinden auf die schiefe Bahn[10]. Diese Ehrenämter werden den Angesehensten, den Reichsten überlassen. «Wer das meiste Land und den grössten Misthaufen hat», kommt zur Ehre, «im Chor zu sitzen und den Mantel zu tragen», auch wenn er vielleicht nicht Geschriebenes lesen kann[11]. Der Stolz der Gemeinde sind recht stattliche Vorgesetzte, «eine schwerer als der anger, u der Leydischunger ne wenigstens zwöiehalb Zentner schwer»[12]. Sie sind Respektspersonen; die Häupter zu verhöhnen ist ein Majestätsverbrechen[13] und wird nur von besonders Kühnen gewagt[14]. Ein

---

[1] 1, 29. [2] 3, 270. [3] 3, 305. [4] 12, 33ff.
[5] 12, 71; ferner 23, 81f. [6] 12, 259.
[7] 22, 109 (Oberamtmann). [8] 16, 110f. (Dursli). [9] 2, 314.
[10] 16, 7 (Fünf Mädchen).
[11] 2, 340. Der schwarze Mantel ist eine Auszeichnung der Vorgesetzten; Genaueres 19, 77 (Wurst wider Wurst). [12] 3, 266.
[13] 19, 83 (Wurst wider Wurst). [14] 3, 265f.

Fraueli wie Käthi die Grossmutter stünde es nicht aus, vor dem Gemeinderat zu erscheinen, «lieber noch sieben Kindbetten»[1]. In der Erfüllung der Amtspflichten ist mancher nicht besonders eifrig[2], oft wenig geschickt[3]; dann ist der Schulmeister als Gemeindeschreiber der Allesmacher in der Gemeinde[4]. Aber trotz geringer Bildung ist viel gesundes Urteil vorhanden: Hans Berner, der Metzgermeister, dessen Schrift mehr Kalbsfüssen als Buchstaben gleicht, weiss als Ratsherr wirklich guten Rat zu geben[5]. Dorfmatadoren oder Dorfmagnaten können Volksratsherren sein im besten Sinne, aber auch Dorftyrannen[6]. Fast grösseres Ansehen als die Behörden haben «d'Manne», die, oft ohne Amt und Würden, «einfach durch ihre Persönlichkeit den Dorfgeist machen» und manchmal das entscheidende Wort sprechen. Sie sind die eigentlichen «Gemeindeväter»[7]. Drei Dinge dürfen ihnen nicht fehlen: ein weiser Rat, ein festes Wort und saubere Finger[8].

Diese Standesunterschiede und Ungleichheiten innerhalb der Dorfgemeinde und unter dem Landvolk überhaupt werden durch menschliche Züge gemildert. Ein gutes Bindemittel ist die Arbeit. Sogar die Frau Landvögtin ist nie müssig, sie beherzigt die Lehre ihrer Mutter, «jede anständige Bernerfrau arbeite, nume Güschiguet (Gesindel) und junge Gäxnäseni täten nichts»[9]. Die Töchter der Frau Oberamtmann müssen ebenso arbeiten wie Bauerntöchter und Taunermädchen[10]. So ist es auch im Bauernhaus, wo die Meistersleute es sich zur Ehre anrechnen, dem Gesinde «vorzumähen»[11]. An rechten Orten, wo alles werchet, ist am Werktag kein grosser Unterschied zwischen der Haustochter und der Jumpfere[12]. Nach der Arbeit setzen sich alle an denselben Tisch und essen aus der gleichen Schüssel[13], am Abend helfen Meister und Knechte dem Weibervolk Äpfel rüsten[14]. Man duzt einander; eine Magd, die eine junge Frau mit 'Ihr' anredet, wird von ihr gefragt: «Mit wie mängem redst?»[15] Beim Heuen, Kornschneiden, Kartoffelgraben ist der Bauer auf die Mithilfe des Tauners angewiesen und muss ihm gegenüber zugleich Rücksicht lernen[16].

Teilnahme und tätige Hilfe am Geschick des Nächsten ist selbstverständlich bei besonderen Ereignissen: Hagelschlag, Feuersbrunst,

---

[1] 10, 265. [2] Lustig: 2, 312.
[3] 2, 340; 13, 21f.; 22, 109f. (Oberamtmann); krass: 1, 140.
[4] 1, 123. [5] 17, 102 (Hans Berner); siehe auch 7, 22.
[6] 10, 233; 23, 81: «Dolders Dorfmunene». [7] 14, 282.
[8] 10, 232ff.; 12, 133ff.
[9] 22, 259 (Frau Pfarrerin). [10] 22, 86f. (Oberamtmann). [11] 13, 15.
[12] 18, 85 (Christen).
[13] Teller bekommt man nur, wenn es Fleisch gibt: 2, 97. [14] 13, 167.
[15] 22, 221 (Der Besuch). [16] 10, 129.

Wassernot. Den Hagelgeschädigten steuert man gerne, etwa einige Scheffel vom schönsten Samenkorn[1]. Bei einem Brande hilft löschen, wer immer kann, manchmal unter Einsatz des eigenen Lebens[2]. Rasch und kräftig wird den Abgebrannten unter die Arme gegriffen mit Esswaren aller Art, mit Kleidern, Betten, Hausrat[3]. Beim Wiederaufbau des Hauses sind oft mehr Leute da als nötig. Sie bringen Holz genug und unentgeltlich zur Stelle, und wer einen Tag erübrigen kann, hilft Mist oder Steine führen; willig werden Werkzeuge ausgeliehen[4]. Einem Wassergeschädigten, dessen Haus zerstört ist, kommt man in ähnlicher Weise zu Hilfe[5]. Mächtig entflammt eine Wassernot den Helferwillen; furchtlos wird das Leben zur Rettung anderer gewagt[6], und von den Reichsten bis zu den Taunern greifen alle Gutwilligen an ihre Säcke und durchstöbern Spycher und Schnitztröge[7].

Weniger selbstverständlich ist im Alltag die Hilfsbereitschaft. Sie erscheint vor allem in der Form der Wohltätigkeit des Reichen dem Niedrigeren, Schwächeren gegenüber. Wohltätigkeit gehört einesteils zum Ruhm eines grossen Hauses[8], anderseits ist sie der Ausdruck christlichen Verantwortungsgefühls. Denn die letzte Gemeinschaft, in der der Volksmensch steht, ist die des Glaubens. Es entspricht nicht dem Wesen des Volkes, 'Kirche' als etwas Hochgeistiges aufzufassen; 'Kirche' ist das Gotteshaus als sichtbarer Mittelpunkt der Kirchgemeinde[9]. Für viele erschöpft sich das Christentum zweifellos in einem Fürwahrhalten von Glaubenssätzen, das die Seligkeit gewährleisten soll; man betont, 'Religion' zu haben, und hält darauf, dass die Kinder in der Schule auch «Regelion» (!) lernen, «dass man nicht in die Hölle muss»[10]. Aber das Christentum steht mit dem Leben in keinem Zusammenhang[11]. Man hat «die Frömmigkeit in einem aparten Druckli ... und das Geld in einem andern Druckli»[12]. Des Sonntags machen die Bauern dem lieben Gott fleissig ihre Visite, so wie sie auch dem Staat pünktlich den Zehnten zahlen, und damit ist die Sache abgetan[13]. Aber ohne Zweifel fehlt es nicht an Menschen mit wahrhaft christlichem Sinn; Gotthelf lässt sie übrigens zuweilen mehr davon reden, als sie es in Wirklichkeit täten[14]. Der Wahrheit nahe kommt er da, wo er eine Frau sagen lässt: «Wie ein jung Mädchen nicht gerne von seinem Schatz redet als mit der allerbesten Freundin und allemal

---

[1] 11, 344f. [2] 1, 167f.; 7, 129f. [3] 1, 170.
[4] 1, 181f. [5] 22, 172. 183 (Barthli).
[6] 15, 25f. 28. 65 (Wassernot). [7] Ebenda 70. [8] 1, 122.
[9] Spasshaft übersteigert 3, 226. [10] 3, 272.
[11] 2, 302f.; 7, 237ff.; 13, 295. [12] 14, 251.
[13] 2, 339. [14] Zum Beispiel 11, 163; 16, 27f. (Fünf Mädchen).

rot wird, wenn es dessen Namen hört, so habe ich es mit dieser Sache»[1]. Christlicher Sinn äussert sich in Taten, nicht zuletzt in der Wohltätigkeit, die von der Bauernfrau geübt wird. Bezeichnenderweise ist es eine Wohltätigkeit von Mensch zu Mensch; für «irgendeine gemeinnützige Sache»[2], «sogenannte wohltätige Zwecke»[3] hat man weder Sinn noch Geld. Hier fallen die Schranken der Stände, ohne dass man sich auf die Gleichheit vor Gott beriefe. Die Alten und Armen erhalten Holz für den Winter, Kartoffeln, Obst, Land, Neujahrsgeschenke für die Kinder und anderes[4]. Hausleuten steckt die Frau manches zu, den Kranken und Kindbetterinnen schickt man ins Haus[5], geht nach ihnen schauen und sorgt für Pflege[6]. Arme holen dr Gottswille abgenommene Milch[7], kommen am Sonntag zu Mittag essen[8], gehen auf ihren «Erbäckern» Ähren lesen[9]. Hausierer und andere Leute, die über Land gehen müssen, bekommen Essen und Nachtlager, je nach Rang im Stall oder in einem Bett[10]. «Echt alttestamentliche Gastfreundschaft» wird hochgehalten[11]. Reiche erachten es als Pflicht, in armen Familien zu Gevatter zu stehen. Es gibt Häuser, wo über die Gevatterkinder Buch geführt werden muss und ihre Zahl bis über hundert steigt[12]. Massenhaft klopfen Bettler an und erhalten eine Gabe, manchmal auch Unterkunft[13]. Nach einem Todesfall bewerben sie sich um die Kleider des Verstorbenen[14]. Zum Leichenmahl werden ausser den Verwandten und den Diensten auch die Taglöhner und alle ärmern Leute der Gemeinde eingeladen[15]; überhaupt werden «abgefüttert» alle, die kommen mögen[16]. Sämtliche Erntehelfer erscheinen zum Erntemahl, dazu in hellen Scharen Bettler, die Küchli erhalten[17]. Das schönste Zeugnis legt ein alter Luzerner Soldat und Schnapsbruder ab, der sagt, «allemal wenn er in den Kanton Bern komme, so sei es ihm, als käme er in eine warme Stube»[18].

Nach aussen hin erscheint die Dorfgemeinde als Einheit. Der Kreis ist eng gezogen, und gleich beginnt die Fremde[19]. Eine junge Frau wird drei Stunden weit von der Heimat von unbezähmbarem Heimweh überfallen[20]; sechs Stunden Entfernung bedeuten eine unübersteigbare Kluft[21]. Man kennt die Fremde nur gerüchtweise und staunt

---

[1] 11, 67; siehe auch 9, 369.
[2] 1, 122. [3] 21, 211 (Der Ball). [4] 19, 234 (Hans Joggeli).
[5] 1, 121. [6] 7, 370ff. [7] 5, 11. [8] 1, 121. [9] 10, 94.
[10] 20, 173 (Michel); 9, 104. [11] 9, 102. [12] 2, 50.
[13] Nach Gotthelf (E 13, 190) wurden im Jahr 1838 vor einem Haus im Amte Trachselwald 640 Bettlern Almosen gegeben, 1839 mehr als 800.
[14] 3, 253. [15] 19, 227 (Hans Joggeli). [16] 3, 255. [17] 1, 121; 11, 30. 33ff.
[18] 6, 48; ebenso 16, 262 (Thorberger). [19] Siehe S. 136.
[20] 22, 207. 214 (Der Besuch). [21] 2, 310.

über einen Übernächtler, der weit herumgekommen ist, «einmal auch in Frankreich und ein andermal in Aargau»[1]; über die Frage, wo in aller Welt das Elsis sei, entbrennt ein Streit[2], und Marei die Kuderspinnerin glaubt, Engelland sei «son e Bauelehändler bi Aarbärg nide»[3]. Die Fremde ist unheimlich: Ein zukünftiger Tochtermann ist in Sankt Gallen daheim, «wo die Menschen noch halbwild seien»[4]; für Käthi die Grossmutter, deren Tochter ins Züribiet geheiratet, kommt es auf eins heraus, «ob ihr ein Kind sterbe oder ins Züribiet oder unter die Mohren und Kindlifresser» gerät[5]. Besonders unheimlich wird es, wenn zur Fremde noch die andere Sprache[6] oder Konfession kommt. Etwa ein Schlärpli wie das entartete Elisi in 'Uli der Knecht' singt den Ruhm des Weltschlands[7]. Jakob im 'Herr Esau' möchte «für kein Lieb» eine katholische Frau; sie haben ihm «etwas Unghüriges an sich»[8]. Und gar Anne Bäbi Jowäger «schücht neue die Kartholische» und muss sich allemal zwängen, wenn es etwas Kartholisches essen sollte; «es düechs, es hätte neue nit e Chust wie angers, ... nit e räukeligi, nit e brännteligi, nit e gräueligi, aber ganz e kartholischi»[9].

Die Fremde empfindet man als feindlich. Am handgreiflichsten ist sie in den Nachbardörfern verkörpert, mit denen man sich reibt. Sie sind Rivalen, wollen die schönern Mädchen, die bessern Ratsherren besitzen[10]. Nachdem alle Vernunftgründe versagt haben, lassen sich die Gytiwyler sogleich herbei, ein Schulhaus zu bauen, sobald sie hören, die Lättikofer, die lieben Nachbarn, erstellten eines[11]. Jedes Dorf hat seinen Spottnamen[12]. Oft lodert eigentlicher Dorfhass auf[13]; seine Träger sind die jungen Burschen[14]. Es gibt eine Dorfehre, die es zu wahren gilt. Ein Eselifuhrmann (Hausierer) fährt seinen wohlhabenden Mitbürgern «zu Schmach und Schande» im Land herum[15]. Wenn bei einem Brand im Nachbardorf nicht rasche Hilfe geleistet wird, ist es «eine Schande für die ganze Gemeinde»[16]. Bei Wettkämpfen wie dem Hurnussen geht es nicht bloss um die Ürti (Bezahlen der Zeche); die Ehre des Dorfes steht auf dem Spiel, die für Kind und Kindeskinder neu bewährt werden soll[17].

Weniger Abneigung als das Gefühl der Überlegenheit macht sich den Entfernteren gegenüber geltend. Man empfindet die andere Art, und diese ist minderwertig oder lächerlich. Die Bewohner der 'Dörfer'

---

[1] 20, 174 (Michel); ähnlich 13, 90. [2] 1, 337f.
[3] 23, 188. [4] 11, 175. [5] 10, 47. [6] 17, 143 (Elsi).
[7] 4, 172. [8] E 1, 265f. [9] 5, 107. [10] 12, 221f.
[11] 3, 270f. 290. [12] 2, 78; 23, 302 und Anmerkung dazu.
[13] 2, 78f.; 3, 296; 4, 52; 17, 138 (Elsi). [14] Näheres S. 184f. 187.
[15] 23, 305. [16] 7, 128. [17] 4, 50ff.

unterscheiden sich deutlich von den Hofbauern des Emmentals[1]. Sie kommen sich gebildeter vor, und Mädchen heiraten nur ungern in die wüsten, schwarzen Berge hinauf[2]. Die Emmentaler umgekehrt schätzen die Aargauer mit ihren «baueligen Meitscheni» und dem Wein, «wo eim dZäng abfress»[3], gering und stossen sich an ihrer roheren, plump-stolzen Art und ihrem Mangel an Ordnungssinn[4], ihren Wägeli mit ferndrigem Dreck an den Rädern und dem Ghüder rund um die Häuser[5]. Als einen ganz andern Schlag lernen die Ackerbauern ferner die Küher, die Hirten, kennen[6]. Dinge, die von weit her kommen, sind zum vorneherein nichts wert: e Luzerner Kutte, «die me kem Posterli alege dörf»[7], wässerige Baselkirschen[8], saurer Züribieter Wein[9].

Fremd kommt dem Landbewohner auch die Stadt vor. Die Abneigung ist gegenseitig[10]. Städtischer Hochmut macht, dass jeder Stadtmuffi, jedes Stadttschaggeli sich über Bauersleute erhaben dünkt[11]. Die Städter, die Löhle, meinen, auf dem Lande sei man dumm, könne nur vom Wetter und vom Heu reden[12]. Eine Jungfer Gälblächt könnte als «gebildete Person» unmöglich «mit derlei Volk» leben, und der gute Jacot Gygampf ist der Meinung, man müsse eben das Landvolk «heranbilden»[13]. Am schlimmsten sind die neugebackenen Stadtleute. Dienstmägde können nicht schnell genug die bäurische Kleidung ablegen[14], sich aus einem Mädi in eine Melanie umbenamsen[15], und die untersten auf der Rangstufenleiter sind «die ganz gmeine, wo no 'jo' säge»[16]. Eine alte Berner Köchin, die über die dummen und groben Bauernlümmel schimpft, stammt von einer armen Schaubhüttlerin ab[17], und Jungfer Gälblächts Grossvater ist als Eselibub vom Guggisberg nach Bern gekommen[18]. Weidlich zahlen die Bauern dem Stadtgschmeus zurück, und Städter, die unvorsichtig in ihre Revier geraten, haben nichts zu lachen[19]. In der Vehfreude arbeiten alle ausser einer Dirne mit drei Kindern «von Bern»[20]. Städter sind elende Hunger-

---

[1] Die Erzählung 'Der Besuch' ist auf diesem Gegensatz aufgebaut (22, 203ff.).

[2] 22, 206. [3] 4, 111. [4] 22, 206. 229; 23, 18. [5] 4, 125; 22, 229.

[6] Die von Gotthelf scharf erfassten Unterschiede zusammengestellt und erläutert von K. Meuli, Gotthelf über Bauern und Hirten: SVk 37 (1947) 81ff.

[7] 6, 46. – Id 4, 1801: Posterli = Vogelscheuche.

[8] 22, 248 (Frau Pfarrerin). [9] 12, 23; 8, 279: «abgstangene Näftebacher».

[10] Eines der Hauptmotive des von Gotthelf nicht veröffentlichten Romans 'Der Herr Esau' (E 1 und 2) und der ihm entnommenen Geschichten 'Der Ball' und 'Der Besuch auf dem Lande'. [11] 1, 223f. [12] 4, 266. [13] 21, 267f. 288 (Der Ball).

[14] 23, 28ff. [15] 9, 125; ähnliche Beispiele 132f.

[16] 23, 309. Vgl. H. Baumgartner, Stadt- und Landmundart (1940) 58f.

[17] 16, 29f. (Fünf Mädchen). [18] 21, 287 (Der Ball).

[19] 'Der Besuch auf dem Lande' (19, 5ff.); 'Der Ball' (21, 207ff.). [20] 12, 76.

leider[1] und die Stadtweiber, so sagen es ihnen viele Anekdoten nach, Muster von ungeschickten Hausfrauen[2]. Die Stadt, das ist die verkehrte Welt, da frisst man Schnecken und verachtet Küchlein[3].

Erschwerend fällt ins Gewicht, dass die Stadt zu gleicher Zeit auch den Staat verkörpert. Die jungen Burschen, die den Eid auf die Verfassung ablegen müssen, kennen dieses Wort nicht[4]. Gemeint ist damit nicht die schweizerische Eidgenossenschaft – diese wird als politische Grösse von den Bauern nicht genannt – sondern der Staat Bern. Nun vergleicht Gotthelf diesen zwar einmal in einem schönen Bild mit einem grossen Bauernhof[5]; aber den gewöhnlichen Leuten ist er schon so gross, dass das Gefühl der Einheit kaum zu spüren ist. Die Bürger der verschiedenen Landesteile kennen einander mehr vom Hörensagen; wenn einmal ein Oberländer ins Emmental kommt, schaut man ihm nach, ob er nicht einen Gletscher auf dem Rücken habe[6]. Von der grossen Politik versteht man wenig[7]. Die Bauern bekümmern sich um Tagesfragen nur, wenn sie «in ihr tägliches Leben einschlagen und in ihren Sack»[8]. Einen von der alten Art stört die ganze Sonderbundsgeschichte einzig wegen des stockenden Kälberhandels[9]. Der Unterschied zwischen dem frühern aristokratischen und dem neuen demokratischen Regiment ist zunächst nicht gross; die Landleute sind gewohnt zu stimmen, wie man sie in Bern oder von Bern aus «berichtet»[10]. Der Grundsatz heisst: «Zur Freiheit soll d'Regierig luege, die ist zahlt drfür, u luegt die nit, he nu so de, su sy mr de geng no da»[11]. Über diese Regierung zu schimpfen gehört zum guten Ton, aber es geschieht «immer aus alter Gewohnheit mit halblauter Stimme»[12]. Der Oberst und der Amtsschreiber sind «Donnstigs Herrengeschmäus»[13]. Sime Sämeli hasst alles, was seine Souveränität beeinträchtigt – also Bettler und Regierung[14]. Mit den Gerichten[15] und den Amtsstuben, wo man den Schreibersleuten zum Gespött wird[16], will man nichts zu tun haben. «Besser» regieren heisst vor allem «wohlfeiler» regieren[17]. Im Grunde war man zufriedener, als man Gemeinwerk leisten musste, statt Steuern zu zahlen[18]. Reiche Bauern wissen es einzurichten, dass von der Hälfte ihres Vermögens keine Steuern und Tellen zu zahlen sind[19]. Bei Gelegenheit lieben es Einzelne und

---

[1] Drastisch z.B. 3, 271. [2] 3, 207f.; 23, 312 und viele andere.
[3] 4, 273. [4] 2, 77. [5] 14, 43f.
[6] 2, 310; dazu eine Kette anderer Beispiele.
[7] 1, 344ff.: Kapitelüberschrift «Wie meine Bauern kannegiessern».
[8] 1, 345. [9] 8, 16. [10] 3, 372. [11] 8, 15. [12] 1, 347.
[13] 18, 65. 67 (Christen). [14] 19, 17f. (Besuch auf dem Lande).
[15] 5, 212f.; 11, 254ff. [16] 8, 152.
[17] 22, 51 (Oberamtmann). [18] 1, 345f. [19] 12, 12. Vgl. Id 12, 1406ff. s. v. Täll.

Gemeinden, sich gegen den Staat aufzulehnen. Der Privatmann sagt: «J schyss uf dVerfassig»[1], und die Vehfreudiger finden es einen Hauptspass, einen befohlenen Schulhausbau abzulehnen, und freuen sich «gleichsam en famille, dass sie es den Fötzeln drinnen, wo man zehn auf den Kopf stellen könnte, ehe ein Taler aus einer Tasche fiele, gezeigt, wer eigentlich Meister sei im Lande»[2].

Einmal im Jahr tritt das dörfliche Gemeinschaftsgefühl aller Welt sichtbar vor Augen, anlässlich der Käsfuhr[3]. Zwar ist es allein Sache der Bauernsöhne, mit vier bis sechs schwerbeladenen Wagen vierspännig durchs Land zu fahren, um dem Händler abmachungsgemäss die angekauften Käse ins Haus zu führen, wo Speis und Trank sie erwarten. Aber «an Orten, wo der Dorfstolz noch so recht im Glanze ist», nimmt die ganze Gemeinde tätigen Anteil. Jede Familie möchte das schönste Gespann haben, die stärksten Pferde, das glänzendste Geschirr, und ein edler Wettstreit entsteht. Da es um die Dorfehre geht, treten Privatgelüste zurück, und wer keine schönen Pferde hat, verzichtet auf die Teilnahme, um nicht die übrigen zuschanden zu machen. Ein stolzes Gefühl ist es dann, frei von häuslichen Schranken vier bis sechs Stunden weit durchs Land zu fahren, durch ein Dutzend Dörfer, von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Mahlzeit zu Mahlzeit. Und der Gipfel des Hochgefühls, wenn in allen Dörfern die Leute die Köpfe aus den Fenstern strecken, die schönen Gespanne bewundern und mit Achtung den Namen des Heimatdorfes nennen.

III. Überlieferung und Brauch

Mächte des Blutes, Bindung an den Ort, Bedürfnis nach Sicherheit, der Wille zur Selbstbehauptung, aber auch der rechnende Verstand, die Liebe, der Glaube zwingen oder führen den Menschen in Gemeinschaften, in 'Gehäuse', in denen sich zusammen wohnen lässt. Nun gilt es, das Leben in der Gemeinschaft zu sichern, gegen andringende äussere Gegner, nicht minder gegen den Feind im Innern, die gefährliche Ichsucht. Der Wille zur Ordnung sucht nach verbindlichen Normen. Nicht dem staatlichen Gesetz, nicht dem geschriebenen Recht ordnet sich der Volksmensch am ersten unter. Ein Schreiber ist verächtlich[4], Geschriebenes zählt nicht[5]. Es ist eine gleichnishafte Handlung, wenn der Schuldenbauer Hans Joggi einen über sein

---

[1] 1, 346. [2] 12, 11. [3] 12, 16. Kapitel (254ff.).
[4] 12, 287: «Verfluchtes Schreiberpack». [5] 2, 320f.

Schicksal entscheidenden Brief ungeöffnet zwischen den Unterzug (Tragbalken) und die Decke der Stube steckt und – vergisst[1]. Hülf- und trostlos kommen sich Leute vor, die durch Umstände ins Gebiet des Rechts, in den Irrgarten der Gesetze verschlagen werden, Wanderern gleich, die in stockfinsterer Nacht in einem Urwalde tappen[2]; Frauen kehren sich überhaupt nicht an Gesetze: «Zwänge ist ihres Gsatz»[3]. Das einzige Gesetzbuch, das wahrhaft ins Leben eingreift, ist die Heilige Schrift, das Gesetz Gottes, täglich übertreten, aber als Richtschnur für Leben und Sterben unbestritten. Die zweite grosse Ordnungsmacht heisst Sitte und Brauch[4]. Das Gesetz Gottes und der Brauch können einander freundlich oder feindlich gegenüberstehen; es ist aber wichtig zu sehen, dass sie vielfach nicht zwei streng getrennte Grössen sind: Brauch ragt weit in die religiöse Sphäre hinein, und nach der Aussage eines guten Kenners hat zur Zeit Gotthelfs das Berner Landvolk «die Religion nicht sowohl als Sache freier Überzeugung, als vielmehr der Gewohnheit und Sitte» betrachtet[5]. Wie in der Gemeinschaft Brauch entsteht und wie er wirkt, kann in den Werken Gotthelfs nacherlebt werden.

a) Vom Werden der Bräuche

Die Gemeinschaft mit ihren Ansprüchen wird durch 'die Leute' verkörpert. Diese sind an sich schon eine Macht. Ihretwegen scheut sich Vreneli, bei Tag mit dem Verlobten zum «Verkünden» zu gehen[6]. Es möchte einfach nicht in die Mäuler der neugierigen, schwatzhaften Dorfleute kommen. Es gibt aber Umstände, wo deren Urteil ein viel schwereres Gewicht hat; wenn in einer Familie die bange Frage gestellt wird: «Was werden die Leute sagen, wenn heute an einem heiligen Sonntag niemand in die Predigt geht?» – dann steht hinter diesen 'Leuten' als höhere Macht ein Brauch, auf den sie sich berufen können, der brauchmässige Besuch des Gottesdienstes[7].

Brauch ist, was durch die Überlieferung in einer Gemeinschaft als richtig und damit verpflichtend empfunden wird[8]. Brauch setzt also

---

[1] 14, 149ff. [2] 5, 212f.; 11, 254ff.; 21, 153f. (Sonntag des Grossvaters).

[3] 8, 172; 12, 417; 13, 240.

[4] Die Abgrenzung der beiden Begriffe 'Sitte' und 'Brauch' ist schwierig; vgl. Geiger, Volkstum 2f. und Weiss, Volkskunde 158. Da Gotthelf die Wörter ohne bestimmte Absicht nebeneinander braucht, das der gesprochenen Sprache entnommene 'Brauch' viel häufiger, verwenden wir in Zukunft meist dieses, in der mundartlichen Form immer 'Bruuch'.

[5] E. Blösch, Eduard Blösch und dreissig Jahre Bernischer Geschichte (1872) 245 (bei Anlass des Zeller-Handels).

[6] 4, 357. [7] 7, 73. Ähnliche Situationen: 4, 324; 7, 103; E 2, 24.

[8] Nach Geiger, Volkstum 3 und Weiss, Volkskunde 155.

die Verbindung der Gemeinschaft mit der Vergangenheit voraus. Nun ist erstaunlich, in welch hohem Ansehen die Vergangenheit beim Volksmenschen steht. So wie er das Eigene für gut, das Fremde für minderwertig achtet, ist ihm das Alte gut, das Neue schlecht. Natürlicherweise sind vor allem ältere Leute und solche, die zu befehlen haben, den Jungen und Untergebenen gegenüber Lobredner der Vergangenheit (aber nicht nur sie): Früher war die Kindererziehung einfacher, heutzutage hat man nichts als Verdruss von den Kindern[1]; die Buben wollen gescheiter sein als Vater und Grossvater[2]. Die Dienstboten sind schlechter, «Säu sy si je länger je meh a Lyb u Seel», wettert eine Frau Pfarrer[3]. Die jungen Bursche sind beim Hurnussen nichts mehr wert[4], und beim Raufen jammern sie schon über Flöhbicke[5]. Die neuen Schulmeister[6], die jungen Pfarrer, «nume so Plütterlüpfe (Weichlinge)», «junge Gumpine»[7], taugen nichts. Besonders schlimm steht es mit den leichtsinnigen heutigen Meitschi[8], den anlässigen Täsche[9]. Ein alter Bauer schimpft: «Sie haben nur Narrenwerk und Hoffart im Kopf, ziehen sich an wie Pfauen, ziehen auf wie sturme Störche, und wenn eine einen halben Tag arbeiten soll, so hat sie drei Tage lang Kopfweh und liegt vier Tage im Bett»[10]. Darum ist es heutzutage bös, eine rechte Frau zu bekommen[11], und das Heiraten wird immer komplizierter – für Hansli Jowäger ein Beweis, «dass dWelt geng verhürscheter wird»[12]. Und die heutigen Weiber, «ume so Spinnhubbele», meinen, wenn sie ein Kind haben sollen, sie müssten «zweumal sterbe»; allbets (einst) war es anders: «Mengi het chum nebe umegluegt», behauptet eine alte Hebamme[13]. Und die Männer haben keine Courage mehr, sind keinen faulen Birenstiel mehr wert[14]. Gebrandmarkt werden – neben vielem anderem – das neumodische üppige Essen[15], neumodische Kleider[16], das neumodische Tanzen[17], das Fallen der Ständeschranken[18]. Selbst die Tiere und die Dinge waren früher besser: Den Hühnern ist so wenig mehr zu trauen wie den Menschen[19], mit den Bschüttilöchern böset es[20], windige Zündhölzchen verdrängen das solide Feuerzeug[21], bei jeder neuen Kutte finden die Bauern, sie seien allbets viel besser gewesen[22].

---

[1] 14, 74; 17, 111. 116 (Hans Berner). [2] 7, 60 und sonst oft.
[3] 6, 300; ferner z.B. 4, 7. 205. 237; 7, 232; 8, 282. [4] 4, 53. 59.
[5] 4, 62f. [6] 5, 13. [7] 6, 56. 168. [8] 4, 356. [9] 4, 318.
[10] 17, 22 (Schwarze Spinne); ferner etwa: 10, 309; 20, 162f. 164 (Michel). Lustig: 22, 137 (Barthli).
[11] 7, 167f. [12] 5, 351f. [13] 6, 98.
[14] 10, 230; 13, 240; besonders scharf 6, 105. [15] 11, 49f. [16] 20, 163 (Michel).
[17] 4, 262. [18] 21, 237 (Der Ball). [19] 11, 186.
[20] 6, 137. Bschütti = Jauche. [21] 6, 8; 20, 180 (Michel). [22] 3, 347.

Allgemein wird festgestellt, die Leute, die Welt würden immer schlechter[1], oft mit dem Zusatz «und Religion sei auch keine mehr»[2]. Begreiflich: «Allbets habe man schön leren bete, dass es fry gchutet heig»[3]. Man steigert sich in das Gefühl hinein, es sei «afe nüt meh drbyzsy»[4], sieht die Endzeit angebrochen[5] und wiegt sich in Untergangsphantasien: Bei dieser Hudelordnung im Land kommt bald der Teufel und holt die ganze Pastete[6] – aber sogar dieser ist «afe alte und nichts mehr nutz»[7]. Da muss unser Herrgott Ernst machen: Pulver regnen lassen, einen Blitz hineinschmettern, «das wurd dene Donnstige dSchnäuz putze»[8].

Diese volkstümliche Hochschätzung des Alten und Ablehnung des Neuen entsprosst zwei Wurzeln: Sie ist zunächst Ausdruck einer körperlichen und zugleich geistig-seelischen Eigenart, die man Beharrungswillen nennen kann. Dieser ist dem Menschen in der Natur vorgebildet und in ihm selber Natur. In ewig gleichem Wechsel folgen einander Tag und Nacht, reihen sich die Wochentage. Die Jahreszeiten lösen einander ab, ein Jahr gleicht dem andern. In diese grosse Zeitlosigkeit ist der Mensch mit seiner Arbeit gestellt. An Barthli dem Korber scheint die Zeit machtlos vorüberzugehen, sein ganzes Leben richtet sich nach den Weidenbäumen[9]. Die Jowäger leben «jahrelang fast, als wären sie nicht in der Welt, das heisst fast ohne alle Veränderung»[10]. Diese Einförmigkeit ist nicht nur alten Leuten wie Käthi der Grossmutter lieb[11]; schon das Kind hat seine Lieblingserzählungen und will keine andern hören als sie[12]. Auch die Sachen, die man hat, liebt man wie für die Ewigkeit gemacht; «währschaft» sollen sie sein[13]. Mägde besitzen Kleider, die sie zuerst drei Jahre am Sonntag, dann drei Jahre am Werktag tragen können[14]. Meyeli schläft in einem Bett, in dem man «den jüngsten Tag bequem verschlafen könnte»[15].

Solche Menschen sind auf ihre Art glücklich und haben den Wunsch, alles möge so bleiben, wie es immer gewesen ist. Jeder Wechsel wird als grausame Störung empfunden, ein Kuhkauf oder gar eine junge Frau oder ein kleines Kind[16]. Grollend nur lässt sich die Magd Mädi von dem Platz verdrängen, «wo es bald hundert Jahr ghocket sei»[17], eine Szene gibt es, wenn das Ölkrüglein plötzlich nicht dort zu finden ist, «wo es hundert Jahre lang gestanden»[18]. Es ist von tiefer Hinter-

---

[1] 2, 90; 3, 198; 8, 39; 18, 63. 84 (Christen).
[2] 2, 167; 9, 370; 11, 426; ähnlich 20, 163 (Michel).
[3] 3, 30. [4] 8, 285; 15, 53 (Wassernot); sehr bildkräftig 14, 268. [5] 3, 275.
[6] 8, 186. [7] 18, 67 (Christen); E 2, 22. [8] E 2, 20; ähnlich 20, 160 (Michel).
[9] 22, 135. Ähnlich beim Besenbinder von Rychiswyl: 21, 167ff.
[10] 5, 10. [11] 10, 197. [12] 10, 194. [13] Zum Beispiel 5, 7; 7, 161; 13, 190.
[14] 8, 92. [15] 6, 25. [16] 5, 10f. [17] 6, 30. [18] 6, 24.

gründigkeit, wenn Anne Bäbi auf den Kosmos sich beruft, um irgend eine Neuerung abzulehnen: «Es seien Sonne, Mond und Sterne gleich geblieben, alle vier Wochen sei Wädel (erstes Mondviertel), und der Herr werd auch der gleiche geblieben sein» – warum sollte da die Bschütti sich ändern?[1] Immer das Gleiche bedeutet Ordnung; «verfluchte Moden, wo alles all Tag angers sein sollte»[2], bringen Unordnung, das Chaos.

Dieser naturhafte Beharrungswille hat häufig die Form der körperlichen Trägheit, der geistigen Unbeweglichkeit, der Passivität. Ganze Gemeinden können darin befangen sein; die 'Vehfreude' ist ein Dorf, «wo Lehm sozusagen das herrschende Mineral ist»[3]. Die Leute – sie haben «Nerven so dick wie dreibatzige Stricke»[4] – schnarchen auf dem Ofen, «dass die Strümpfe an der Ofenstange in Plamp kommen»[5], gehen zu Bett und schnarchen, dass die Fenster klirren wie bei einem gelinden Erdbeben[6]. Der Schuldenbauer Hans Joggi gehört zu den Leuten, «wo in diesem Jahr ein Bein heben und erst im andern es wieder niedersetzen»[7]. Das Musterbeispiel ist der Kirchmeier im 'Schulmeister': «Der konnte gar keine Veränderung leiden ... Er konnte, so träge er war, doch des Abends nie ins Bett, sondern tubakte bis Mitternacht hinter dem Tisch oder auf dem Ofen ganz alleine, nur weil er nicht gerne etwas beginnen wollte, nämlich aufstehen statt sitzen, abziehen statt tubaken, ins Bett liegen und schlafen statt wachen und graduse luegen»[8]. Mit diesem letztern Ausdruck ist unübertrefflich die geistige Trägheit, eine Art vegetativer Gedankenlosigkeit, bezeichnet. Man ist nach der Arbeit draussen am Wetter zu müde zum Denken, da «schläferets eine am Abe»[9]; auch die Sonntagspredigt lädt zu einem Schläfchen ein[10]. In jüngern Jahren denkt man noch, wie man zu Geld, zu einem Manne kommt, später hätte man es am liebsten, «das vrfluxt Sinne wär nit»[11]. Weiber gibt es, die «bringen es höchstens nur zu einem Quasidenken und auch dieses nur ein- oder zweimal des Jahres, etwa wenn sie den Schneider ins Haus kriegen oder Schweine zu ringen sind»[12]. Dieses gedankenarme, passive Wesen geht bis zum Fatalismus. Der Vater des Mias ist nicht gewohnt, viel zu denken, und lässt die Dinge gehen, wie sie mögen, und nimmt sie, wie sie kommen[13]. In den untern Klassen gibt es Leute genug, «die nicht aus dem Trapp zu bringen sind, ... die mit der gelassensten Lauheit

[1] und [2] 6, 136.
[3] 12, 256; ähnlich 9, 345: Die Ackerbauern sind «wie mit Blei und Lehm ausgestopft».
[4] 12, 414. [5] 16, 124 (Dursli). [6] 2, 261; 12, 365. [7] 14, 56. 230.
[8] 3, 306f.; Menschen gleichen Schlages: 4, 225; 8, 123f.; 20, 143. 144 (Michel).
[9] 2, 338f. [10] 12, 455f.; 14, 51. [11] 8, 55. 67.
[12] 11, 39; zu 'ringen' siehe Id 6, 1100. [13] 1, 8f.

dem Elend zuwandern»[1]. Manchmal ist dieser volkstümliche amor fati christlich gefärbt: In Gottes Namen, es hat so sein sollen[2]; es ist ein anderer, und der befiehlt[3]; öfters Ergebung ins Schicksal: Wehren hilft nichts[4]; was nicht sein soll, das soll nicht sein, da ist nichts zu machen[5]; was einem auf die Nase fallen soll, fällt einem nicht auf die Füsse[6]; doppeldeutig ist das häufige 'Es ist einem geordnet'[7].

Neben dem Hangen am immer Gleichen hat die Schätzung der Vergangenheit noch eine andere Wurzel. Das eben beschriebene Leben scheint sich in einem Raum ausserhalb der Zeit abzuspielen. In der Gemeinschaft wird aber auch Geschichte erlebt, vor allem in dem Wechsel von Geburt und Tod, im Kommen und Gehen der Geschlechter. Aus dem lebendigen Gefühl der Verbundenheit mit den Vorfahren wächst das volkstümliche Geschichtsbewusstsein. Gut ist diesem, was die Ahnen gesagt, getan, geglaubt und überliefert haben. Warum? Einmal, weil es sich tatsächlich als richtig und zweckmässig erwiesen, bewährt hat. Dann aber – und das geht über den Verstand – einfach darum, weil es von den Vorfahren stammt. In keiner anderen Gemeinschaft vermag dieses historische Bewusstsein so zu wachsen wie in der Familie. In dieser wichtigsten Gemeinschaft wird der naturhafte Beharrungswille bestärkt und zugleich gehoben zu einem bewussten Achten auf die Überlieferung. Die Familie wird damit zum Hort des Traditionalismus.

Man kann sich den volkstümlichen Traditionalismus nicht sinnlich genug vorstellen. Die Vorfahren sind nicht irgendwelche Ahnen, sondern die unmittelbaren Vorläufer: Vater, Mutter, Grossätti, Grossmüetti. Nicht nur im Leben, sondern auch nach dem Tode greifen sie in das Dasein der Nachkommen ein. Sie sind in Wahrheit nicht tot; die Vorstellung vom Fortleben im Jenseits mit Himmel und Hölle, Lohn oder Strafe ist eine der Tragsäulen des christlichen Volksglaubens. Die grösste Freude der Eltern ist es, dass ihre Kinder «gut werden und fromm, dass me öppe einist alli wieder zsämechunt»[8]. Und kaum ein Aberglaube begegnet bei Gotthelf so häufig wie der an ruhelose, umgehende Tote[9]; auf Wiedergänger zu stossen ist etwas beinahe Alltägliches. Ganz buchstäblich ist auch 'Überlieferung' aufzufassen. Sie ist zunächst das, was man aus der Hand der Vor-

---

[1] 4, 225. [2] 4, 300. [3] 5, 36; ähnlich 50.
[4] 20, 267 (Michel). [5] 14, 57. [6] 10, 55.
[7] Oft in bezug auf das Heiraten, z.B. 20, 247. 266. 273 (Michel); spasshaft 13, 465. 489. Ins Groteske übersteigert 14, 286f.; 23, 277. 397. [8] 7, 355.
[9] Zum Beispiel 1, 217; 5, 214f.; 8, 13, 216; 11, 301; 14, 67f. 299. 303; 19, 143f. 150f. (Wege Gottes); 22, 177. 197 (Barthli); 23, 6.

fahren empfängt, greifbarer Besitz: Hof, Land, Vorräte, Geld. All diesen Besitztümern haftet neben dem Wert für den Einzelnen und die Gegenwart etwas Überpersönliches an. «Dr Hof . . . , dä stirbt nit, dä blybt»[1]. Manche Höfe sind seit Generationen im Besitz einer Familie[2]. Land zu verkaufen gilt in Bauernfamilien als ehrenrührig, und Geld wird vorzugsweise in Land angelegt[3]. Vorräte aufzustapeln scheint der Lebenszweck vieler Frauen zu sein. In alten Häusern häufen sich die Vorräte massenhaft an[4]. Die grosse Schatzkammer, gleichsam das Herz des Bauernwesens, ist der Spycher; er enthält Korn, Fleisch, Schnitze, Kleider, Geld, Vorräte an Tuch und Garn, Schriften und Kleinodien. Wie Anne Bäbi Jowäger seine Schwiegertochter in diese «heiligen Hallen» einführt, tritt Meyeli «fast mit ehrfurchtsvollem Schweigen wie in ein dunkles Heiligtum»[5].

Bei vielen Bauern steht allerdings ein schamloses und scheinbar rein ichsüchtiges Gelddenken obenan: «Geld sei die Hauptsache, mit Geld könne man alles machen»[6]. Aber vielfach ist auch das Geld nichts anderes als aufgespeicherter Schatz[7]. Es wird nicht Buch geführt[8], nicht genau gerechnet, sondern gebraucht, «was üeblich u brüchlig ist», und «ist öppis für, su tuet mes uf dSyte»[9]. Die Jowäger werden reicher nicht durch Erwerb, sondern durch Zusammenhalten[10]. Wie Kinder ihren Göttibatzen nicht aus der Hand lassen und mit sich ins Bett nehmen[11], so liebt Ammanns Felix, schönes Geld zu zählen, und fragt nicht nach dem Zins[12], so erlabt sich der Besenbinder von Rychiswyl am Sonntag nachmittag am Anblick der schönen Bernertaler mit dem Bären und dem stattlichen Schweizermann[13]. Aber auch hinter dem dämonischen «Zusammenkrazen» von Geld, wie die Gotthelfschen Geizhälse es üben, schaut der Lieblingsgedanke hervor, dass dieser Haufe zusammenbleibe, auch nach dem Tod[14]. An solch einem heimlichen Schatze weidet sich Barthli der Korber[15]. In Wahrheit handgreiflich wird das Geld auch 'überliefert': Mit dem Kornmäss misst man in reichen Häusern den Erben die Taler zu[16].

Ein Besitzender schaut die Erde mit anderen Augen an, und wenn er nur fünf Batzen im Sack hat statt Brotbrosmen[17]; er wird zum Sachwalter, Lehensträger, und denkt notwendigerweise konservativ. Dieser natürliche Traditionalismus des Besitzenden mag egoistisch – gruppenegoistisch! – gefärbt sein: Die Überlieferungsgüter sollen auf

---

[1] E 2, 67. Siehe S. 133. [2] 4, 8; 11, 24; 13, 14. [3] 6, 134.
[4] 11, 80; 12, 481. [5] 6, 38 ff. [6] 3, 272; ähnlich oft. [7] 5, 9 f.; 7, 7.
[8] 7, 12. [9] E 2, 14. [10] 6, 129; ähnlich E 1, 139. [11] 3, 56.
[12] 12, 348. [13] 21, 166. [14] 1, 32. [15] 22, 176 ff.; ähnlich 19, 263 f. (Harzer).
[16] 17, 131 (Elsi); 18, 72 f. (Christen). [17] 2, 120; 4, 92.

alle Fälle gewahrt, wenn möglich gemehrt, die durch sie errungene gesellschaftliche Stellung soll behauptet werden. Jede Änderung im wirtschaftlichen, sozialen oder politischen Gefüge wird im eigenen Interesse schroff abgelehnt[1]. Naturgemäss sind vor allem die 'adeligen' Grossbauern Stützen und Verfechter dieses Traditionalismus[2].

In den gleichen 'aristokratischen' Kreisen enthält das Überlieferungsdenken aber sehr deutlich auch ethische und religiöse Werte[3]. Der unveränderte Besitz erzeugt eine Treue zwischen Besitzer und Besitztum[4]. Der Hof[5], das Vieh[6] werden nicht nur als Kapital oder Ware betrachtet. Am 'Nidleboden', «welcher seit zweihundert Jahren in der Familie ist», hängt Hans Joggeli der Erbvetter «mit ganzer Seele»[7]. Insbesondere besteht ein Treueverhältnis gegenüber der Familie, ein Verantwortungsgefühl, das die Gegenwart an die Zukunft und die Vergangenheit knüpft. Man ist Glied in einer Kette. Die spasshafte Bemerkung, Anne Bäbi trage der Grossmutter Hochzeitkittel an den heiligen Sonntagen und spare den eigenen für ihre Nachkommenschaft auf, ist voller Tiefsinn[8]. Wer an die kommenden Geschlechter denkt, steht auf religiösem Boden: In die Zukunft blickend, begehrt ein Bauer nicht, «dass einmal Enkel und Urenkel ins andere Leben ihm nachkommen und vor Gott es ihm vorhalten möchten, er hätte sie – es handelt sich um Erbschaftsfragen – zu Schelmen und Bettlern gemacht»[9]. Besonders fühlt man sich als Besitzender den Toten verantwortlich, denen man das überlieferte Gut verdankt und in dem sie sozusagen weiterleben. «Denen unterm Herd möchten sie es nicht zuleid tun»[10], sagt der gleiche Bauer im selben Zusammenhang. Und Joggeli auf der 'Glungge', der einst den Hof vom Vater in gutem Zustand übernommen hat, könnte nicht ruhig sterben, solange er verwahrlost ist. «Wie dürfte ich wieder zu ihm kommen, wenn ich schlecht hinterlassen würde, was er gut übergeben?»[11]. Der Ruf, der berühmte Name, die Familienehre hangen von gut oder schlecht verwaltetem Besitz ab. Festes Besitztum ist also mehr als etwas nur Materielles; durch es «trittet eine Familie in das geschichtliche Dasein»[12]. Auf diese Weise in der Vergangenheit verankert, gewinnt sie an Würde, wird adelig.

---

[1] Siehe S. 137. 166.

[2] Weiss, Volkskunde 19: Traditionalismus als eine der wesentlichsten Gemeinsamkeiten zwischen Aristokratie und Bauerntum.

[3] Gut G. Muret, Jérémie Gotthelf. Sa vie et ses œuvres (1913) 170 und G. C. L. Schmidt, Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus (1932) 1, 154.

[4] 13, 14; ähnlich 7, 270. [5] 13, 349. [6] 7, 12; eindrücklich auch 12, 67.

[7] 19, 248. [8] 5, 7; eine abergläubische Vorstellung steht dahinter, siehe S. 177.

[9] 7, 272. [10] 7, 273. [11] 4, 130. [12] 13, 145; ähnlich 4, 8; 11, 15.

Von hier ist nur ein kleiner Schritt zu einem umfassenden Überlieferungsdenken, das sich ganz an ein geistiges Vermächtnis der Vorfahren gebunden fühlt. Diese Menschen sind überzeugt, dass das gegenwärtige Geschlecht «auf den Erfahrungen und Erfindungen der früheren Geschlechter steht», dass wir jede Bequemlichkeit im Leben den Alten zu verdanken haben, «die Gabel, mit welcher wir essen, die Erdäpfelrösti, welche wir essen»[1].

Auf lebendiger, ungelehrter Überlieferung beruht im wesentlichen die volkstümliche Bildung. Zunächst die geschichtliche: Einzig die biblische Geschichte sollte nach dem Willen der Bauern schulmässig gelehrt werden, und sie wettern, dass in der neumodischen Schule «von der Schweizergeschichte brichtet» wird, «von der man doch weder im Alten noch im Neuen Testament etwas lese, und die zum Seligwerden nichts abtrage»[2]. Im übrigen sorgt das Leben für Geschichtsunterricht. Käthi die Grossmutter, deren Geschichtskunde nicht übers Grossmüetti hinaufreicht[3], geht mit Sohn und Enkel nach einer grossen Wassernot die Verheerungen der Emme anschauen. Wenn einst in fünfzig Jahren davon die Rede ist, wird Johannesli sagen können, er habe die Sache auch gesehen, als er die ersten Hosen getragen[4]. Wahrscheinlich wird er davon berichten, wenn wieder eine Wassergrösse die Leute aufgeschreckt hat. So wird das Erlebnis von einst in seinem Munde 'Sage' werden. Nicht anders richtet sich auch bei der grossen Wassernot vom Jahre 1837 der Blick unwillkürlich in die Vergangenheit: Ein Alter erinnert sich der Emmengrösse des Jahres 1764 und der Sage von der Emmenschlange[5], ein anderer beginnt in der Wirtschaft vom Zwingherren von Brandis zu berichten, wie er oft von seiner Grossmutter hat erzählen hören. Wie echt volkstümlich ist schon seine jeder Historie Hohn sprechende Einleitung: «Vor vielen tausend Jahren ist das Schloss Brandis nicht da gestanden ...»; «'hundert' wollte er wahrscheinlich sagen», fügt Gotthelf bei[6]. 'Teure Zeit' bleibt den Leuten ebenso im Gedächtnis. Noch viele hundert Mal wird in den Wirtshäusern und an den Abendsitzen von «den unvergesslichen sechzehner Jahren», von der Hungersnot und den Kornwucherern erzählt werden[7]. Im lebendigen Bewusstsein des Volkes und durch Augenzeugen in die Gegenwart hineinragend ist der Einbruch der Franzosen im Jahre 1798 und der 'Übergang' des alten Bern, ein Ereignis, das der Einbildungskraft Nahrung in Fülle bietet[8]. Die

---

[1] 6, 248. [2] 1, 348; ähnlich 352. [3] 10, 97. [4] 10, 334.
[5] 15, 22f. (Wassernot). [6] 15, 39. [7] 23, 148.
[8] Auf solcher mündlichen Überlieferung beruhen 'Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung' (19, 297ff.), 'Ein Bild aus dem Übergang 1798. Nach den Erzählungen eines

Gestalt Napoleons ist dazu angetan, die Phantasie der Männer zu beflügeln[1]. So unvolksmässig und literarisch die eigentlichen Sagenerzählungen Gotthelfs sind[2], geben sie doch treu wieder, bei welchen Anlässen derartige Geschichten tatsächlich erzählt worden sind: beim Abendsitz[3], auf dem Bänklein vor dem Haus[4], im Wirtshaus[5], bei Anlass festlicher Mahlzeiten[6]. Zur geschichtlichen Überlieferung im weiteren Sinne dürfen auch die vielen schwankhaften Geschichten, Anekdoten, 'Müsterli' gerechnet werden, die unter den Leuten umlaufen[7].

Erlebte Geschichte ist sodann und vor allem die Geschichte des Einzelnen und seiner Familie. Am besten prägen sich bestimmte Ereignisse ein. Im Jowägerhaus werden noch Enkel und Urenkel davon sagen, wie einst der Grossätti den Doktor aus dem Schnee gerettet[8]. Die Alten, die aus ihrem Leben zu erzählen wissen, finden dankbare Zuhörer: der Glunggenbauer Joggeli, der mit Behagen ein buntes Bild der guten alten Zeit malt[9], Käthi die Grossmutter, die beim Spinnen den jungen Mädchen von ihrer Hochzeit und den Kindbettenen berichten muss[10]. In einem besonders traditionsbewussten Haus macht die Mutter den Sohn mit vergangenen Sitten und Vorgängen in der Familie bekannt[11].

Ausser diesem geschichtlichen ist auch das übrige Wissen, sind die Fertigkeiten und praktischen Kenntnisse unmittelbar überliefert. Mütter und Grossmütter bringen schon dem kleinen Kinde bei, wie man die Zeit recht benutzt[12], sie lehren normalerweise die jungen Weiber, wie sie sich bei einer Geburt verhalten sollen[13], geben weiter, wie kleine Kinder zu pflegen sind[14]. «DGsetzi sy öppe bikannt gsy von Grossvater auf Vater, da het dr Grossvater dr Vater brichtet und dr Vater dBuebe»[15]. Wichtiger als das Reden ist aber das Tun. 'Gebildet' wird der Mensch ja durch das Leben[16], das Miterleben von Geburten, Heiraten, Todesfällen in der eigenen Familie, das Hineinwachsen in die

---

Verstorbenen' (22, 31 ff. 307) und manche zerstreuten Anekdoten. Von der Volkstradition ging Gotthelf aber auch aus, als er 'Elsi die seltsame Magd' (17, 127 ff. und E 5, 431) schrieb. [1] 1, 243 f. 246 f.; 3, 341.

[2] Bezeichnend E 5, 143; vgl. G. Muret a.O. 229 ff. und Th. Salfinger, Gotthelf und die Romantik (1945) z.B. 66. 69. 99 ff. 125.

[3] 16, 199 ff. (Sage von den Bürglenherren).

[4] E 10, 239 ff. (Die Rotentaler Herren). [5] 15, 39 ff. (Der Zwingherr von Brandis).

[6] 17, 25 ff. (Die schwarze Spinne); 18, 12 ff. (Die drei Brüder).

[7] Offenkundig hat Gotthelf eine Vorliebe für sie gehabt. Mit den von ihm erzählten Anekdoten könnte man «einen ansehnlichen Band füllen», sagt mit Recht P. Baumgartner, Jeremias Gotthelfs Zeitgeist und Bernergeist 191.

[8] 6, 361. [9] 11, 43 f. [10] 10, 197. [11] 7, 341 f. [12] 14, 74 f.
[13] 6, 89. [14] 3, 134. [15] 14, 219. [16] 8, 62.

gemeinsame Arbeit im Bauerngewerbe, in armen Familien auch durch das Mitwissen um die Härte des Lebenskampfes[1].

Besonders wirkt das Vorbild der unmittelbaren Ahnen, wo es um Fragen der Lebensgestaltung geht, doppelt kräftig, wenn die Erfahrungen sich zu einprägsamen Sätzen verdichtet haben, die man bei Gelegenheit wiederholen kann. Der langsame Kirchmeier hat sich das Wort seines Grossvaters wohlgemerkt, man müsse die Jungen, die alles zwängen wollen, drei Wochen zappeln lassen[2]. Hansli Jowäger verdankt den besten Teil seiner Weisheit den Grosseltern. Er weiss von der Grossmutter, «es gebe Leute, die es wollten ghebt ha, dass me se für e Narre heyg»[3], oder: man müsse nicht alles an einem Tag sagen, was man wisse[4], schliesslich, in unseren Zusammenhang trefflich sich einfügend: Es ist einer witzig genug,«we eine nit vrgess, was Ätti u Grossätti gseit heyge, un ihm selber ume alli Wuche einist öppis zSinn chömm»[5].

Vor allem aber lernt man das sittliche Verhalten, das was sich ziemt, von bestimmten Personen, die man als vorbildlich empfindet und denen man sich verantwortlich fühlt. Sie sind die eigentlichen Erzieher. Als Vorbild wirkt ihr Tun und Lassen; manchmal reden sie auch von ihren Erfahrungen, «dass ihr ein Beispiel daran nehmen könnt»[6]; Erzählungen älterer Leute sind oft solche exempla, die im Volke selten ihre Wirkung verfehlen[7]. Familiengeschichte dient weniger der Unterhaltung als «zu Warnung und Weisheit der Kinder»[8]. In diesem Sinn hat sich die Geschichte von der Schwarzen Spinne in der Familie «vom Vater auf den Sohn vererbet»[9]. In einer bestimmten Lebenslage wird man sagen können, Vater und Grossvater hätten nie prozediert[10], seien nie einem Menschen etwas schuldig geblieben[11]. Viel wichtiger als für solche Einzelfälle ist aber das lebendige Vorbild für die Gestaltung des ganzen Lebens. Am besten befähigt, in diesem Sinn zu wirken, sind fromme Menschen, die nicht Persönlichkeiten sein wollen, sondern sich als Handlanger Gottes vorkommen[12]. Von ihnen, etwa von einer guten Grossmutter[13], lernt man auch am ehesten Christ werden. «Wenn die Kinder die Frömmigkeit nicht von den Müttern lernen, wo sollen sie dieselbe dann erlernen?»[14]. Der Tod setzt keine Schranke. Eine gute Mutter hat wie ein Schutzgeist der Familie[15]

---

[1] 10, 67. [2] 3, 307. [3] 6, 133. [4] 5, 382.
[5] Ebenda; ferner 5, 383; ähnlich redet Anne Bäbi von seiner Grossmutter 6, 53.
[6] Besonders schön: 7, 207f. [7] Siehe auch S. 162. 163. [8] 7, 342.
[9] 17, 27. [10] 5, 221. [11] 7, 7.
[12] Reiche als Verwalter Gottes: 7, 10; Eltern als die Stellvertreter Gottes: 7, 359.
[13] 11, 260f. [14] 13, 265. [15] 20, 397 (Seidenweber).

nicht nur zeit ihres Lebens das Krumme gerade zu machen gesucht, sie wirkt über das Grab hinaus. «D'Muetter het allbets gseit» sind Worte, die schwer wiegen[1]. Entsteht Streit und Verwirrung, so ruht man nicht, bis alles wieder ist wie ehedem, «wo die Mutter noch lebte», und erst dann ist es der Tochter, sie dürfe wieder so recht an die Mutter denken[2]. In einer anderen Familie wird der Grossvater noch lange wie ein guter Geist verehrt werden[3]. Solche Menschen sind berufen, ihren Nachkommen Stütze zu sein. Was für ein schweres Ersinnen ist es etwa für ein Mädchen, sich geschmackvoll zu kleiden, «wenn es dieses nicht von Jugend auf seiner Mutter absehen kann»[4]; welche Beruhigung hingegen, wenn ein Sohn beim Weiben darauf schauen kann, dass die Zukünftige sei «eine wie seine Mutter selig»[5].

Diesen unmittelbaren Ahnen zunächst ist man in Dankbarkeit verbunden, ihnen will man treu sein, nacheifern, einem Vater etwa, von dem man sagen kann, «das sei ein Mann gewesen, es wäre gut, es würde noch viele solche geben»[6]; dann aber wäre einer «ein schlechter Sohn, wenn er den Pflug nicht im gleichen Loche fahre wo der Vater»[7]. In ihnen lernt man das Gewesene hochhalten. Dieses dankbare Schauen auf den Vorgänger, die pietas, ist zusammen mit dem urtümlichen Überlieferungsdenken des Besitzenden die Keimzelle der Bräuche und des brauchmässigen Lebens im ganzen. Der Vorfahr hat vielleicht durch sein vorbildliches Tun selber einen neuen Brauch geschaffen; viel öfter hat er selber das Gut bereits als Erbe übernommen und beruft sich wieder auf Vorläufer. Der Wertvolle wird sogar stärker als der Dutzendmensch in lebendiger Verbindung mit dem Gewesenen sein, bewusster sich als Träger einer Überlieferung sehen. Die Kette der Ahnen verlängert sich so in die Vergangenheit, in deren Dunkel schliesslich der Einzelne nicht mehr zu unterscheiden ist. Dieser Übergang von der Autorität bestimmter Personen zur namenlosen des Brauches lässt sich an eher spassigen, negativen Beispielen bei den Jowäger aufzeigen: Impfen, das «ist nicht der Bruuch gewesen in unserem Haus; der Ätti hat es nicht getan und der Grossätti nicht und niemere, so wyt me si hingerebsinne cha»[8]. Ein andermal wird, wie so oft, die Ahnenreihe weggelassen, steht aber wie eine Wächterschar im Hintergrund: «Ds Verschleipfe isch de notti i üsem Hus nit dr Bruuch gsi»[9]. So ist es auch in 'Geld und Geist'; neben dem guten Geist der toten Mutter wirkt noch eine anderer, älterer Geist,

---

[1] 7, 20. [2] 7, 93. [3] 21, 154 (Sonntag des Grossvaters). [4] 7, 246f.
[5] 16, 373 (Wie Joggeli ...). [6] 7, 12. [7] 7, 60; ähnlich 1, 329.
[8] 5, 33f. [9] 6, 38.

«eine alte schöne Haussitte, welche durch Jahrhunderte eine unendliche Kraft übte», die Sitte, dass abends im Bett Mann und Frau vor dem Einschlafen gemeinsam laut das Unservater beteten[1]. So wächst der Brauch weit über den Einzelnen und über die Zeit hinaus und wird als ungeschriebenes Gesetz selber eine lebendige Macht, etwa «die sehr schöne Sitte, durchaus keinen Zank, keinen heftigen Auftritt zu veranlassen, der irgend der Nachbaren Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte»[2].

Dabei liegt am einzelnen Brauch nicht so viel; wichtiger ist, dass die Gemeinschaft, zumal die Familie, das Streben hat, das ganze Dasein von brauchmässigem Verhalten bestimmen zu lassen. In den Familien wachsen nicht nur «Hausbräuche», sondern «Hausbrauch», «Familiensitte»[3], «so eine Art von Haussitte und Anstand, welche man im Weltsche hinger nicht lernt»[4]. Auf ihnen beruht der berühmte Name eines Hauses ebensosehr wie auf Besitz[5]. Haussitte vermodert, wo ein Geschlecht am Abdorren ist[6]. Nicht nur der Besitzerstolz sondern auch die Geborgenheit in diesem Hausbrauch gibt dem 'adeligen' Bauern jene fast aufreizende Sicherheit und Gelassenheit[7]. Das Haus nimmt im buchstäblichen und übertragenen Sinn einen Geruch, eine Farbe an und die Leute mit ihm[8]. Der Hausgeist wohnt im Haus anhänglich wie eine Katze und hält treue Wache[9].

Von hoher Bedeutung für die Volkskultur im ganzen ist, dass der Hausbrauch über den engsten Kreis hinauszuwirken vermag. Die Lebensart einer Bauernfamilie färbt auf alle ab, die mit ihr in Berührung kommen, besonders auch auf das 'dienende Volk'[10]. Namentlich muss man sehen, wie ähnlich bei allen Abtönungen die 'massgebenden' Familien leben und denken, wie nahe sie einander durch Herkommen und Beruf[11], nicht zuletzt auch durch verwandtschaftliche Bande[12] stehen. Auf diese Weise wird Hausbrauch zum Landesbrauch[13].

b) Vom Wirken der Bräuche

Brauch prägt dem Glauben und Denken, dem Reden und Handeln der Gotthelfschen Menschen den Stempel auf. Bei den verschiedensten Gelegenheiten und in immer neuen Wendungen erscheint dieser Begriff: «Nach Landessitte» kommt bei einem Besuch der Wein erst nach dem Essen auf den Tisch; es ist «unter rechten Leuten der

---

[1] 7, 19. [2] 4, 8. [3] 4, 8. [4] 7, 263.
[5] 4, 8. Vgl. S. 153. [6] 14, 44. [7] 4, 9; 11, 144. [8] 7, 200.
[9] 8, 319. [10] Siehe S. 134f. [11] 13, 272. [12] 13, 14f. 19.
[13] «Landsbrauch» z.B. 7, 208. 270; «landesbräuchlich» 13, 513; «Landessitte» 11, 314; 18, 103 (Christen); 20, 179. 260. 281 (Michel).

Brauch», an Hagelgeschädigte zu steuern; wer etwas von Joggeli will, soll ihn selber aufsuchen «wie üblich und bräuchlich»; der Bodenbauer mahnt, es «sei Sitte», den gütlichen Weg zu versuchen, ehe man vor Gericht geht; auf einer Steigerung «ist es gebräuchlich», jedem Bietenden eine Mass Wein vorzusetzen[1]. Solche Gebräuche scheinen selbstverständlich; in Wahrheit sind sie aber Imperative: «Die Sitte fordert . . .»[2].

Der Brauch kann seine ordnende Kraft innerhalb einer Gemeinschaft nur dann ausüben, wenn er in diesem Kreise für alle und auf immer gilt. Brauch wird erzwungen[3]; wer sich ihm nicht fügt, wird aus dem Kreis ausgestossen. Nur ganz selbständige Naturen setzen sich über den Brauchzwang hinweg: Eisi von der 'Gnepfi'[4], die Wirtstochter Rösli im 'Anne Bäbi'[5], Hagelhans[6], der Unmensch Harzer Hans[7]. Auch ganz Arme fühlen sich nicht an einen Brauch gebunden[8].

Der eigene Brauch ist der beste. Am schärfsten wirkt der Brauchzwang darum einem 'Eindringling' gegenüber. Dieser ist gleichsam ein fremdes Huhn in einem Hühnerhof[9]. So ist es in der Dorfgemeinschaft: Peter Käser, der sich in einer Gemeinde um die Schulmeisterstelle bewirbt, fällt durch seine herrschelige schwarze Kutte unangenehm auf, ist zu wenig leutselig und kann nicht grüssen, wie es Brauch ist; auf ein «Guten Abend geb Ech Gott!» antwortet er bloss mit «Grosse Dank!» statt mit «Grosse Dank geb ech Gott!». Prompt fällt er bei der Wahl durch[10]. Und in der 'Schnabelweid', wo er dann wirkt, lachen die Kinder über seine fremde Aussprache, und die Hausväter hoffen, er werde schon reden lernen, «wie es der Brauch sei»; er solle sich abgewöhnen, «so aparti und wunderlig z'rede»[11].

Gewaltig ist die Macht des Hausbrauchs gegenüber einem Sühniswyb, besonders da, wo ein Haus seit einer Reihe von Geschlechtern ein bestimmtes Gepräge hat[12]. «Wenn einmal in einem Hause eine bestimmte, althergebrachte Weise ist, so ändert sich die nicht, und wenn jemand da mitten hineinfällt, so ists fast, als ob er auf einen andern Planeten käme»[13]. «We me alts Wybervolch im e Hus het u es chunt jungs drzue, su fats geng a jäse (gären)»[14]. Da ist es in der ersten Zeit mancher jungen Frau, «wenn ere niemer anders dr Kopf abschryss, su schryss si ne selber ab»[15]. Meyeli, dem Anne Bäbi voraussagt: «Wed

---

[1] Alle Beispiele aus 'Uli der Pächter': 11, 314. 345. 360. 369. 398.
[2] 17, 9 (Schwarze Spinne). [3] Weiss, Volkskunde 155. [4] 8, 220.
[5] 5, 337. [6] 11, 99. [7] 19, 279. [8] 8, 8. [9] 2, 208; 6, 53.
[10] 2, 158. [11] 2, 178. [12] 7, 181. [13] 6, 319.
[14] 5, 383; sehr gut auch 4, 127 und 12, 83f.
[15] 22, 235 (Der Besuch).

öppe tuest, wies dr Bruuch ist u aständig, su bin ih de notti ke Tüfel nit»[1], fügt sich ein und wird dank seinem sonnigen Wesen bald die ganze Haushaltung um den Finger wickeln. Stüdeli in 'Der Besuch' hat es schwerer, da es sich nicht nur in einem fremden Haushalt, sondern zugleich in einer fremden Landesgegend zurechtfinden muss[2]. Ihm wird wie dem Schulmeister die Sprache zum Verhängnis; weil es lächerlicherweise die Heuhaufen 'Birlig' statt 'Schöchli' nennt, muss es «hingernache der Welt daheim sein» und erhält einen Übernamen. Überhaupt hebt ein Seilziehen zwischen zwei Arten von Bräuchen an; siebenmal erscheint auf etwas mehr als einer Seite dieses Schicksalswort, am eindringlichsten in dem Verzweiflungsschrei: «Ja, ja, Brauch über Glust, Brauch über alles, das kann man hier alle Tage erfahren!»[3] Nach überstandener Krise findet sich Stüdeli zurecht und erweist sich in der alten Heimat schon als halbe Fremde, die beinahe wieder zu einem Spottnamen käme[4].

Der Brauch wirkt also wie ein sehr strenges Gesetz. Er fordert Einordnung, Rücksichtnahme und für sich selber Gehorsam. «Brauch und Recht» ist ein stehender Ausdruck[5]. Wer sich sträubt, wird zum Gesetzesbrecher, gilt als unsozial, unmoralisch. Viele Bräuche haben zur Hauptsache diesen rationalen Charakter, etwa Arbeitsbräuche, oder solche, die darnach streben, Klarheit und Sicherheit in die Beziehungen zwischen Einzelnen oder ganzen Gemeinschaften zu bringen. Brauchmässig, nicht durch schriftlichen Vertrag, regelt sich zum Beispiel das Dienstverhältnis eines Knechtes[6]. Ein Bauer weiss, dass er im August seinen Knecht fragen muss, ob er im nächsten Jahr in seinem Dienst bleiben wolle. Sagt er wiederum zu, bleibt alles ohne weiteres beim alten. Der Bauer hält sein Wort, und es ist nicht Sitte eines rechten Burschen, «aus dem Jahr zu laufen»[7]. Möchte er dagegen den Platz wechseln, sieht er sich nach einem neuen Meister um und lässt sich von ihm dingen. Der Lohn wird abgemacht, und der zukünftige Meister gibt «Geld und Hand», das heisst ein Haftgeld von vielleicht 20 Batzen, und bekräftigt die Abmachung durch Handschlag[8]. Mit Weihnachten geht für Knechte oder Mägde das alte Dienstverhältnis zu Ende. Es ist aber Brauch, bis zum Neujahr am alten Platz zu bleiben, wo namentlich die Mägde noch Zeit haben, ihre Kleider in Ordnung zu bringen[9]. Dann empfangen sie den Lohn, der aus Bargeld und Naturalien sich zusammensetzt, wohl auch einen Kram dazu[10],

---

[1] 6, 23. [2] Siehe S. 143f. [3] 22, 215f. [4] 22, 231.

[5] So oder ähnlich: 7, 11; 8, 19. 146; 11, 173; 12, 360; 21, 142 (Sonntag des Grossvaters).

[6] 11, 54. 72. 76ff. [7] 11, 73. [8] 4, 137. [9] 11, 54. [10] 4, 137; 6, 26.

und «neujahren» noch mit der Familie[1], «wie es öppe dr Bruuch ist»[2]. Wer sich nicht an diese Regeln hält, schädigt andere und sich selber.

Aber Brauch ist mehr als vernünftiges Gesetz; wie bereits gezeigt, ist er wie alle Überlieferung Ahnenerbe und, ob christlich oder nicht christlich, als solches heilig[3]. Die Wörter 'Glaube' und 'Brauch' werden manchmal in einem Atemzug verwendet. Eine alte Frau etwa klagt, «wie nirgends mehr Glauben ist und niemand mehr tut, wie es der Brauch ist»[4]. Wer gegen den Brauch verstösst, wird zum Frevler, begeht ein sacrilegium. Dieser religiöse Bezug gibt dem Brauch seine volle Macht, auch dem scheinbar profanen, zum Beispiel dem brauchmässigen Arbeiten, dem Wäscheeinlegen, Kabiseinmachen, Kücheln[5]. Gotthelf stellt diesen religiösen Zwang mehrfach dar im Falle des eben gestreiften Erscheinens einer Sohnsfrau. Auf dem Hofe, wo Stüdeli einzieht, «ist noch die alte, mächtige Rechtgläubigkeit zu Hause», wo man, wie nur einen Gott und eine Wahrheit auch «nur einen Gebrauch, nur eine Sitte kennt und für die allein wahre und seligmachende anerkennt»[6]. Wenn bei Jowägers nicht alles dem eigenen Brauche nach geht, «so hat man nicht den mindesten Glauben dazu»[7]. Namentlich die Weiber sind in einer wahren «Brauchreligion» befangen[8]. Schwiegermütter und Schwägerinnnen haben diese Art Rechtgläubigkeit und glauben, dass «nur recht küchelte, wer küchelte wie sie, nur recht knetete und backte Brot, wer knetete und backte wie sie, und zwar mit allen Zeremonien ohne die geringste Auslassung»[9]. Wer es anders macht, ist nicht nur ein Sünder, sondern ein Ketzer. «Häusliche Ketzergerichte sind viel häufiger als kirchliche»[10].

In besonderem Masse heilig sind alle jene Bräuche, die tatsächlich auf einem bestimmten Glaubensgrund gewachsen sind. Manchmal ist der Charakter eindeutig christlich. Der sozial so wohltätige Brauch allgemeiner Sonntagsruhe ist natürlich in Gottes Gebot begründet. Nur wenn man das Korn fast aus dem Wasser ziehen muss, hat man von Christus die Erlaubnis, am Sonntag zu ernten[11]. Gott will es so, wie die Erfahrung lehrt. Wer auf das Gebot achtet, hat deswegen doch nie weniger gehabt[12], und der Segen ist bei der Sache. Wer dagegen glaubt, unserem Herrgott werde es nicht viel machen, wenn man es übertritt, wird erleben, dass die Gebote die alten bleiben und kein Düpflein davon vergehen wird. Dem frevelnden Bauern, der seine Ernte schon unter Dach hat und sich dessen rühmt, fährt ein Blitz-

[1] 11, 54. [2] 23, 384; 4, 141. [3] Geiger, Volkstum 7.
[4] 20, 163 (Michel); siehe auch S. 163. 166.
[5] 6, 29. [6] 22, 213 (Der Besuch). [7] 6, 29. [8] 5, 338. [9] 13, 297.
[10] Ebenda. [11] 10, 94. [12] 10, 95.

strahl ins Haus, und es brennt auf den Grund nieder, «Viele Leute gehen hin und nehmen ein Exempel daran»[1]. Wo am Sonntag gehudelt wird, ist überhaupt in keiner Sache der Segen mehr[2].

Soziale Rücksichten machen es dem Bauern zur Pflicht, der Familie und allen Helfern, den Knechten, Mägden, Tagelöhnern, deren Weibern und Kindern und dem Fremdling, der da wohnet innerhalb seiner Tore[3], ein Erntemahl auszurichten und auch die Bettler nicht zu vergessen. Recht und Brauch ist, dass man den andern etwas gönnt[4]. An einer Sichleten sollen alle Leute zufrieden sein. Der Pächter Uli hat sich schon als Knecht geärgert, wieviel bei einer solchen Gelegenheit «durchaus unnütz und überflüssig draufgehe»[5]. Es bestehe ja kein Gesetz, wieviel man ausrichten müsse. Seine Frau kennt ein höheres Gesetz und möchte den Armen zuhalten, «was üblich und bräuchlich». Uli ist nahe daran, «die Narretei ein für alle Male abzustellen»; mit Mühe kann Vreneli, das in Ehren bestehen möchte, den Hartnäckigen umstimmen. Es siegt wohl nicht deshalb, weil Uli plötzlich sein gutes Herz entdeckt; in die Auseinandersetzung hinein klingt ein religiöser Ton. Wie so oft finden ethische Forderungen ihre Stütze auf dem Boden des Glaubens. Gott speist sogar die Spatzen auf dem Felde; Bettler sind mehr als Spatzen: Christenbrauch ists, sie wie Brüder zu halten. Vor allem aber sollen die Armen nicht erbittert werden, nicht Flüche sollen ums Haus fliegen wie die Schwalben, es ist besser, sie wünschen alle Gottes Glück und Gesundheit. Auch für diesen Fall fehlt es im Volk nicht am warnenden Beispiel. Käthi die Grossmutter erzählt ihrem Enkel in der Form einer Sage[6] von der Bäuerin im 'Brittenwald', einer jungen Frau, die «dem alten dummen Wesen» ein Ende machen will. Am üppigen Sichletenmahl entlädt sich die Wolke ihres Zornes über die faulen Fresser, und sie spottet lästerlich über den Segen, der in ihren Wünschen liegen solle. Ein Blitzstrahl erschlägt die Frevlerin.

Das Motiv von Segen und Fluch, das hier und in andern Geschichten Gotthelfs bedeutsam hineinspielt, geht über den Bereich des Christlichen hinaus. Überhaupt spielen religiöse Rücksichten, die keineswegs aus dem Kirchenglauben zu erklären sind, eine erstaunliche Rolle. Man spricht dann von Volks- oder auch Aberglauben. Solche Relikte eines einst allgemein anerkannten Glaubens liegen da wie

---

[1] Die ganze Stelle nach 11, 60ff. Frau Pfarrer Bitzius berichtet dem Gatten (E9, 42, Brief vom 8. August 1853) über einen Bauern: «An seinem Platze hätte ich die erste Ernte um kein Geld an einem Sonntag eingebracht, das bringt keinen Segen».

[2] 12, 74; siehe auch 10, 332 und 11, 51f.

[3] 11, 26. [4] 7, 11. [5] Für die ganze Stelle: 11, 27ff. [6] 10, 81ff.

erratische Blöcke. Seltsam, vielleicht 'sinnlos', werden sie von denen, die noch etwas auf ihnen halten, hochgeschätzt, ja, in besonderem Mass für Glaube gehalten[1]. Wer sich hartnäckig weigert, in der Mitte der Woche ein Werk zu beginnen, lebt nicht nur seinem Vater nach[2], sondern hält – vielleicht unbewusst – an einem alten Glauben fest: «Üblich und bräuchlich» ist es, damit am Montag anzufangen, weil nur dann die Arbeit rückt; das an einem andern Tag, namentlich am Ende der Woche Angefangene wird, wie allbekannt, nie fertig[3].

Solche zwanghafte 'abergläubische' Bräuche häufen sich an den grossen Abschnitten des Menschenlebens. «Wer noch einen Glauben habe und begehre glücklich zu sein in der Ehe, der lasse sich am Freitag kopulieren»[4] – ein solcher Satz wirkt notwendigerweise wie ein Befehl; denn wer möchte nicht 'glücklich' werden? Eine Begründung fehlt hier gänzlich. In andern Fällen fügt man sie bei, etwa in der famosen Szene mit der «Mundur»[5]. Wie für Meyeli die Stunde des Gebärens kommt, wird es von Anne Bäbi gezwungen, Hanslis Hochzeitkutte, die Mundur (Militäruniform), anzuziehen – allbets hat man in dieser Hochzeit halten müssen, «jetzt wo alles ume so Schyssere sy, ist jeder Hudel gut genug für sie». Die Hebamme bestärkt Anne Bäbi: «An allen rechten Orten, wo man noch etwas auf Religion halte und alten Bräuchen, legten die Weiber die Mundur an». Die Geburt sei leichter, und die Kinder würden «bsunderbar gsund und stark, so rechte Kriegsmanne und alti Schwyzer». Auch da stützen warnende Beispiele den Brauch. Wo man sich über ihn hinwegsetzt, gibts nach der Hebamme «so leid Lüt, so nütgrechtsig[6] (unansehnliche)». Anne Bäbi selber ist gewarnt genug. Trotz des Drängens seiner Schwiegermutter hat es sich einst als «junger Gahli», der nicht wusste, «was dr Brauch», mit Händen und Füssen gegen die Uniform gewehrt. Es ist mit einem schwachen und kränklichen Jakobli bestraft worden, der «syr Lebtig für e Soldat nüt nutz» ist. Für Meyeli – der Glaube macht selig – wird die seltsame Kleidung tatsächlich zu einer Quelle des Trostes, und alles geht gut. «Ja, kumlig ists doch, wenn me no e Religion het» (Anne Bäbi).

Die Häufung des Brauchmässigen zu den hohen Zeiten Geburt und Taufe, Hochzeit, Tod und Begräbnis ist so auffällig wie begreiflich. Die Gemeinschaft, die in diesen Augenblicken bedeutsam hervortritt, und die glaubensmässigen Bindungen – Zeit und Ewigkeit berühren einander – verlangen, dass 'das Richtige' getan werde. Diesen Forderungen

---

[1] A. Dieterich, Mutter Erde[3] (1925) 2: «Der niedere Volksbrauch war einmal hohe Kultzeremonie, vielleicht das Sakrament einer grossen Gemeinde.»

[2] 7, 12. [3] 12, 75. [4] 12, 74f. [5] 6, 105ff. [6] Id 6, 230.

wird nachgekommen «in einer Reihe festgefügter, unpersönlicher und allgemein verbindlicher Brauchtumshandlungen»[1]. Bei der Taufe[2] zum Beispiel binden gesellschaftliche Rücksichten die Eltern in der Zahl und der Auswahl der Taufpaten. Ferner gebührt es sich, ein Taufmahl auszurichten. Anderseits sind die Paten brauchmässig gehalten, sich dem Anlass gemäss zu kleiden[3] und zu schmücken: Der ledige Götti erscheint mit einem Blumenstrauss auf dem Hut, die ledige Gotte mit einem Sträusslein an der Brust[4], einem Kränzlein im Haar[5]. Die Paten bringen nach dem Brauch Patengeschenke, üblicherweise «eine sogenannte Alegig» oder «Fäschi» und einen «Einbund»: einen blanken Neutaler, eingewickelt in den schön gemalten Taufspruch[6]; der Kindbetterin schenken sie eine gebackene Züpfe[7]. Man schämte sich, beim Schenken «nit öppe o z'tue wies dr Bruuch syg»[8]; man hätte vielleicht gar Schmach zu gewärtigen[9]. Die Gotten haben Angst, sich während der Taufhandlung zu verfehlen. Die Kirche ist nämlich auf dem Land eine Art Theater, wo sich das Weibervolk dem Publikum vorstellt[10]. Was nützt dann eine hoffärtige Gotte, wenn sie «nit wüss, wie sie tue söll» und der Kindbettimann «Schang an ere erleben müess für syr Lebtig?»[11] Darum erkundigt sich eine ortsfremde Gotte genau nach dem hiesigen Brauch[12].

Aber in dieser Angst liegt mehr als die Scheu, sich vor den Leuten blosszustellen: Die Formen der Taufe sind geheiligt und dürfen nicht verletzt werden[13]. Der Taufakt gilt, entgegen der reformierten Lehre, wie zur Zeit vor der Reformation als heilsnotwendig[14]: «Mi seyt zwar, sie (die ungetauft Gestorbenen) chöme nit i di hingeristi Höll, aber es wird vornache o no heiss gnue sy»[15]. Die Mutter kommt nicht mit zur Kirche (15); sie darf noch nicht unter der Dachtraufe hervor[16]. Einem Mädchen wird beim Fäschen (Wickeln) ein Scheibchen Brot und Käse miteingebunden, damit es nie Mangel leide[17]. Ein Göttibub

---

[1] J. Meier, Ahnengrab und Brautstein (1944) 76f. W. Muschg, Gotthelf 228ff.

[2] A. Brüschweiler, Jeremias Gotthelfs Darstellung des Berner Taufwesens (1925) passim. Siehe auch K. Fehr, Jeremias Gotthelfs Schwarze Spinne als christlicher Mythos (1942) und das Vorwort W. Muschgs zu seiner Ausgabe der Schwarzen Spinne (1942).

[3] 13, 462f. 468f. [4] 17, 15 (Schwarze Spinne). [5] 6, 112f.; 17, 11. 13.

[6] 6, 69; 10, 100; 13, 280. 469; 17, 13. [7] 13, 469; 17, 11. [8] 6, 68.

[9] 13, 280. [10] 6, 55; ähnlich 13, 485f. [11] 6, 68. [12] 6, 74.

[13] Die Seitenzahlen im Text beziehen sich im folgenden auf 'Die schwarze Spinne' (Band 17).

[14] Die Erzählung 'Die schwarze Spinne' beruht wesentlich auf diesem Motiv.

[15] 3, 157. 161. Anfangs 1845 wünschen die Pfarrer in einer Eingabe, dass die totgeborenen oder vor der Taufe gestorbenen Kinder nicht mehr in Kellern und Kartoffeläckern verscharrt, sondern im Kirchhof begraben werden (E6, 399).

[16] 3, 170; 6, 112. [17] 6, 140.

bedeutet für eine ledige Gotte Glück im Heiraten[1]. Wie die Taufgesellschaft aufbricht, betet die Grossmutter still einen Segen (15). Das Kindchen soll zur Taufe getragen, nicht etwa gefahren werden, sonst wird es träge (11). Aus dem Wetter am Tauftag schliesst man auf das Leben des Täuflings (15 f.). Schreit ein Kind während der heiligen Handlung, wird es viel Kreuz und Leid erfahren. Die Hebamme aber kann «ihm das alles abnehmen», wenn sie in den heiligen Namen drei Gläser Wein trinkt, indes die Mutter drei Unservater betet und das Kind bsegnet[2]. In das Kreuzfeuer zweier Bräuche gerät die junge Gotte in der 'Schwarzen Spinne' (16 ff.): Man hat vergessen, ihr den Namen des Täuflings zu nennen, den sie «nach alter Übung» dem Pfarrer ins Ohr flüstern sollte. Nun wird sie sich verfehlen und fürchtet, «eine Schande ihr Leben lang» zu erleben, «zum Spott zu werden für Kind und Kindeskinder». Aber ein anderer Brauch verbietet ihr, den Vater schnell nach dem Namen zu fragen; das Kind würde sonst neugierig werden. Dieser Aberglaube wiegt schwerer, und sie schweigt und will den Spott auf sich nehmen; zum Glück löst sich alles in Freude. Geradezu religiöse Bedeutung haben neben ihrem Gemeinschaftswert die Mahlzeiten. Man trägt genau das auf, «was die Sitte fordert» (9). Alter Gebrauch ist es, an diesem Tag alle Speisen mit Safran zu würzen (13 f.). Statt des neumodischen Kaffees geniesst man am Morgen als Zwischenmahlzeit ein nach allen Regeln bereitetes Weinwarm (9. 13). Wenn es am Mahle ausgelassen zugeht, wünscht die Mutter, «wenn das lustige Leben dem Kinde nur nicht angetan werde»[3]. Wie gar Champagner aufgefahren wird, fürchtet sie, das arme Kind werde den gottlosen Aufwand büssen müssen[4].

So wie bei der Taufe gilt es auch an der Hochzeit und bei einem Todesfall, das Richtige zu tun, also das Bräuchliche, das sich als richtig erwiesen hat. Es ist ein weises Wort, das ein alter Bauer spricht: Wer bei solchen Anlässen nicht tue wie üblich und bräuchlich, der werde «später reuig oder ein Kolder, der sein Lebtag tromsigs (quer) drin» sei[5].

Schattenseiten sind unverkennbar. Die Dorngrütbäuerin lässt ihre eigene Tochter verschachern mit den Worten: «Es ist der Brauch diese Weg, und wie es der Brauch ist, so macht mans»[6]. Der Brauch vermag seine Macht auch dann noch auszuüben, wenn Vernunft Unsinn geworden ist. Gegen seine Irrationalität ist schwer anzukämpfen. Ein Brauchverächter spottet über einen Altgesinnten, den «könnte man

---

[1] 13, 462. [2] 3, 131 f. [3] 11, 158. [4] 11, 161.
[5] 22, 195 f. (Barthli). [6] 7, 217. 235.

auf dem Kopf gehen machen, wenn man ihm den Glauben beibringen könnte, es sei der Gebrauch so»[1]. Für Hansli Jowäger genügt es, dass Grossätti und Ätti keine Zündhölzer gehabt, dieses neumodische Feuerzeug abzulehnen[2]. Verteidiger eines objektiv schlechten Brauches sind seine Nutzniesser oben und unten: Bauern heissen in Gemeindeangelegenheiten die Tauner das Maul halten, wie das «seit Adam und Eva ... der Brauch gewesen»[3]; beim Tod eines Reichen fordern unverschämte Bettlerscharen «wie ein Recht» die Kleider des Verstorbenen ab[4]. Vernünftige Verbesserungen werden vereitelt oder gehemmt. Aus Selbstsucht wollen Meisterfrau und Mägde unter Berufung auf den Brauch nicht zulassen, dass ein Knecht am Sonntag nachmittag sich in der Wohnstube aufhalte statt im kalten Gaden. Nach hitziger Auseinandersetzung, in der dreimal das Wort 'die Leute', sechsmal 'der Brauch' fällt, dringt schliesslich des Meisters bessere Meinung durch[5]. 'Brauchgläubigkeit' ist ein Hemmschuh: Aus 'Glauben' wehrt man sich in einem grossen Bauernhaus, bei der Arbeit des Rübenabhauens Hilfe zuzuziehen; «das müsse nicht sein, weil Grossvater und Grossmutter es auch nicht gemacht und sich im Grab umkehren würden»[6]. Man weigert sich, die Unterweisungskinder in die Schule zu schicken; «solche Neuerungen seien gegen alle Religion. Wie ihre frommen Vorväter» wollen es die Bauern halten[7].

Der Brauch bietet ferner auch die Möglichkeit, hinter dem Tun dessen, was bräuchlich, die eigene Leere zu verbergen. Unglaublich viel geschieht bloss äusserlich, «so des allgemeinen Gebrauchs wegen»; das gilt vom Heiraten[8] so gut wie vom Weinen an einer Gräbt[9]. Brauch bedeutet dann ein Mindestmass, leere Form, mit der man sich begnügen kann, ohne bei 'den Leuten' Anstoss zu erregen. Anne Bäbi ist wenigstens offenherzig; wie es der unerwünschten Schwiegertochter zum Empfang Wein aufstellt, sagt es: «Ih ha daicht, wed scho nit wert chömist, ih well notti tue, was öppe dr Bruuch syg»[10]. Tiefer greift, wenn es von den Jowäger heisst, sie hätten dreissig Jahre miteinander gelebt «im Friede, wie öppe dr Bruuch isch»[11], und doch ist es, «als ob immer die gleiche trübe Wolke auf ihnen sich lagere»[12].

Aber offensichtlich ist der Brauch für die Gesellschaft und den Einzelnen nötig und wohltätig. Wohl mag sein Zwang zuzeiten drücken; etwa einen Kindbettimann, der den ganzen Tauftag in Ängsten ist,

---

[1] 13, 202; ähnlich 12, 353. [2] 6, 8f.
[3] 16, 110 f. (Dursli). [4] 3, 253ff. [5] 4, 76ff.
[6] 21, 214 (Der Ball). [7] 2, 72. [8] 20, 163. 259 (Michel).
[9] 8, 9f. – Andere Fälle z. B. 8, 53. 58. 72. 338; 11, 308: von Gott!
[10] 6, 23. [11] 6, 200. [12] 6, 47.

«dass er nicht gegen irgend jemand fehle»[1]. Aber auch der Schlechte muss mindestens «machen, was der Brauch sei, ... sonst werde man verbrüllet»[2]. Die Selbstsucht wird gezähmt, Brauch steht tatsächlich über dem Glust[3].

Bald wird auch ein Brauch gar nicht mehr als Zwang empfunden. Jede neue Kutte wird am Ende eine alte und den Bauern so lieb als eine frühere alte[4]. Das volkstümliche Bedürfnis nach Akkommodation und die Fähigkeit dazu sind erstaunlich. Zwang wird zur Gewohnheit. Der Brauch erleichtert das Gemeinschaftsleben, indem er bei Meinungsverschiedenheiten entscheidet. Vielleicht möchten bei der Wahl eines Taufnamens persönliche Liebhabereien befriedigt werden: Der Vater findet, Johannes klinge lieblich, der Grossvater, Daniel habe etwas Majestätisches; schliesslich wählt die Mutter aus eigener Vorliebe und zugleich dem Brauche gemäss den Namen des Vaters – und die andern fügen sich[5].

Unschätzbar kann der Brauch als Lebenshilfe für den Einzelnen sein. Er enthebt schwerer Verantwortung. Ohne den geringsten Kummer hätte Hansli Jowäger den Jakobli (als Nachtbuben) ganze Nächte ausbleiben sehen; «denn warum sollte ihm etwas Kummer machen, was Grossvater, Vater und er getan, was der Brauch war?»[6]. Der Brauch sorgt für die Ökonomie der Kräfte: Die beiden schwierigen Fragen «Was koche ich heute?» und «Was ziehe ich an?» sind für eine Bäuerin zum voraus entschieden. Die so wichtige Werbung um eine Frau wird für den Freier wie für den Vater um vieles erleichtert, weil Rede und Gegenrede brauchmässig feststehen; ebenso brauchtümlich beginnen Mutter und Umworbene zu weinen und zu gruchsen[7]. Und wie froh ist man, bei einem Todesfall genau zu wissen, «was üblich ist in solchen Fällen»[8].

IV. Brauchgebundenes Gemeinschaftsleben

Nachdem nun Gemeinschaft und Brauch gesondert betrachtet worden sind, bleibt noch, über ihr Zusammenwirken im brauchgebundenen Gemeinschaftsleben zu handeln. Gotthelf beschreibt das bernische Landvolk so eingehend, dass es möglich wäre, sein Leben unter diesem Gesichtspunkt systematisch darzustellen. Das ginge aber weit über den Rahmen einer Skizze hinaus. Wir wählen einige wenige

---

[1] 3, 129. [2] 23, 173. [3] Siehe S. 160. [4] 3, 347.
[5] 3, 121f.; zur Namenwahl ferner 1, 15f.; 21, 143 (Sonntag des Grossvaters).
[6] 5, 25. [7] 20, 270ff. (Michel). [8] 11, 276.

Beispiele aus dem Alltagsleben, stellen dann einen knappen Festkalender zusammen und versuchen zum Schluss, wenigstens von einer Lebensspanne, dem Leben der Ledigen, ein ausführlicheres Bild zu zeichnen.

a) Aus dem Leben des Alltags

Im Grunde ist das Alltägliche das Wichtigste. Selbstverständlich ist zum Beispiel der Name[1]. Aus der Namenfülle des Jahreskalenders wird eine verhältnismässig kleine Zahl bevorzugt und ausgewählt. Die Männer heissen Johannes, Jakob oder Joggeli, Hans Jakob, Sami, Peter, Res, Steffen, Sepp, Mias, Christen, Benz, Gläis[2] oder Klaus, Uli, Hans Uli, Heiri; die Frauen Marei, Anneli, Annemarei oder Meyeli, Bäbi oder Anne Bäbi, Gritli oder Gretli, Lisi, Eysi oder Bethli, Mädeli, Züseli, Stüdi[3], Stini, Rösi oder Ürsi. Biblische Namen stehen entschieden obenan. Unwillkürlich hat man den Eindruck, diese Bauern hätten seit Urväterzeiten so geheissen.

Für das Zusammenleben hochbedeutsam ist etwas so Gewöhnliches wie der Gruss[4]. Er wirkt als Schiboleth. Wer eine Grußsitte missachtet, macht sich unmöglich: Es bedeutet auf dem Land eine Beleidigung, «nach einigem Nichtsehen» die Hand nicht zu reichen[5]. Dagegen ist es nicht «der Brauch», einander beim Abschiednehmen zu küssen[6], wie überhaupt auf dem Land das Küssen «nicht dick gesehen wird», nicht einmal unter Liebesleuten[7]. Am Morgen sagt man 'Guten Tag' (gäb ech Gott)[8], den Tag über 'Gott grüess ech'[9] oder 'Gottwillche', 'Bis (mir) Gottwillche'[10], am Abend 'Guten Abend gebe euch Gott' – der Gegengruss lautet dann 'Danke Gott' oder ähnlich[11]. Die Grüsse kommen auch verbunden vor: 'Grüss Gott und einen guten Abend geb dir Gott' mit dem Gegengruss 'Grüss Gott dich wieder'[12]. Wer am Essen sitzt, wird mit 'Grüss Gott, und Gott segn echs' angeredet[13]. Der Scheidegruss am Abend heisst 'Gut Nacht (geb dir Gott)'[14], der allgemeine Abschiedsgruss 'Bhüet Ech Gott'[15] oder 'Läbit wohl'[16], auch 'adie (wohl)'[17], je nach den Umständen gefolgt von

---

[1] Zur ganzen Frage: Atlas der schweizerischen Volkskunde (ASV), Karten II, 207ff. und Kommentar II, 347ff.

[2] Siehe 21, 143 (Sonntag des Grossvaters). [3] 18, 73 (Christen): Stüdi = Christina.

[4] ASV Karten I, 1–5; Kommentar I, 1ff. – Weiss, Volkskunde 269f.

[5] 3, 75; 4, 378; siehe auch S. 159. [6] E2, 60; anders Gotthelf selber: E9, 146.

[7] 16, 374 (Wie Joggeli ...); ferner 5, 125. 346; 15, 28f. (Wassernot); 22, 273f. (Frau Pfarrerin). [8] 1, 133; 8, 309; lustig 5, 84. [9] 3, 74.

[10] 4, 20; 6, 14. 15. [11] 12, 470; vgl. 2, 158; 5, 142; 18, 56 (Christen).

[12] 18, 86. [13] 14, 150. [14] 3, 44; 10, 97.

[15] 2, 159. Das Verb 'bhüete' für 'Abschied nehmen': E9, 41 (siehe Id 2, 1796).

[16] 5, 142; 11, 82. [17] 5, 335; 8, 220.

'Vergelts Gott'[1] oder 'Zürnet nüt'[2]. Wer mit einem Wagen fortfährt, ruft den Pferden 'Hü, i Gotts Name'[3] zu, beim Betreten eines fremden Stalles wünscht man 'Glück in den Stall'[4]. Auffallen muss, dass die meisten Grüsse wie die Namen christlich gefärbt sind.

Mit besonderem Nachdruck begrüsst man einander in schicksalschweren Augenblicken. Der Schwiegervater kommt unter dem Dachtrauf hervor, um die junge Sohnsfrau «in Gottesnamen» zu bewillkommnen, und diese tritt über die Schwelle mit den Worten: «Guten Abend geb Euch Gott, segn is Gott Usgang und Ygang und bhüet is vor allem Bösen in alle Ewigkeit!»[5] Und in der Stube drinnen wiederholt sie ihre Begrüssung, wünscht ihm von Gott nicht nur einen guten Abend, sondern «ein langes Leben und Gsundheit bis äne us»[6].

Es kann hier nur angedeutet werden, dass das Wichtigste im Bauernleben, die Arbeit, weitgehend brauchmässig vor sich geht. Bei den Jowäger lernt man das traditionalistische 'Bauern' recht gut kennen[7]. Immerhin haben die Bauern in den letzten fünzig Jahren etwas gelernt[8], findet Gotthelf, und dank neuen Methoden sieht die ganze Gegend viel besser aus[9]. Mitten im Umbruch erscheint das ganze Bauernwesen in der 'Vehfreude'; man erlebt den Übergang vom Ackerbau zur Milchwirtschaft mit. Sobald dieser aber vollzogen ist, wird neue Überlieferung in ihre Rechte treten und neuen Brauch schaffen. Noch achten die Bauern auf die Wetterregeln und auf die Lostage: auf die zwölf Tage, vom kürzesten an gezählt, auf Lichtmess, auf den Agathe-, Gregors-, Urbanustag[10]. Allbekannt ist, wie sehr der Mond das Wetter und das Gedeihen der Pflanzen bedingt[11]. Der unentbehrliche Kalender lehrt, wann es winden, regnen, hageln wird, «wenn Neu und Wedel sei, und die Zeichen alle, wenn Haarschneiden gut sei und bschütten und Bohnen setzen und zAcker fahren und den Hühnern die Flügel beschneiden, dass der Habicht sie nicht nimmt, und Weizen säen, dass die Spatzen ihn nicht fressen»[12]. Eine rechte Bäuerin muss die guten 'Zeichen' wissen[13].

Wie die Arbeit, so das Essen[14]. Nachdem jedes seinen bestimmten Platz eingenommen, wird das Tischgebet verrichtet, leise[15] oder von einem Kind «in der Kehr» laut gesprochen[16]. Gekocht wird nur das Übliche. Während in den obern Ständen «immer etwas Neues, Verflüch-

---

[1] 1, 135. [2] 11, 82. [3] 12, 265.
[4] 19, 187 (Hans Joggeli) mit Deutung Gotthelfs. [5] 6, 14. [6] 6, 17.
[7] 6, 129f.; ferner etwa 1, 329f.; 2, 337f.
[8] 23, 18f. [9] 1, 299f. [10] 10, 199. [11] 23, 96f.
[12] 22, 242 (Frau Pfarrerin); ferner 14, 22. 155.
[13] 20, 199 (Michel); auch 9, 406; 13, 295. [14] Weiss, Volkskunde 128ff.
[15] 16, 369 (Wie Joggeli ...); 18, 87 (Christen). [16] 13, 17; siehe auch 5, 11.

teres» den Gaumen kitzeln muss, würden die Bauern ungewohnte Speisen ausspucken[1]. «Eigenes Gewächs» schätzt man am höchsten[2].

Ein deutlicher Wandel in der Wahl der Speisen lässt sich freilich feststellen. Als Joggeli in der 'Glungge' jung war, sah man in den Bauernhäusern Kaffee und Brot selten auf dem Tisch. Man hatte Rüben, Kraut, frisches und gedörrtes Obst, Hafermus, Haferbrei und Milch. Fleisch gab es an den meisten Orten nur jeden dritten Sonntag, dürres, gut gesalzenes, oft drei Jahre alt[3]. Haferbrei und Hafermus oder Suppen waren «die alte Landeskraft»[4], «unserer Väter Speisen»[5], die nun verachtet werden. Denn jetzt stehen Brot, Kartoffeln, Kaffee obenan. In den Augen der Bergler sind die Bauern des Flachlandes Brotfresser und Erdäpfelbäuche[6]. Das Brot wird hoch geachtet; einen, der Brot schändet, flieht der Landmann fast wie den, der während eines Gewitters flucht[7]. Für die Armen bedeutet es eine Kostbarkeit[8], und bei altmodischen, geizigen Bauern wird nur alle drei Wochen gebacken und jeder Laib eifersüchtig gehütet[9]. Wenn man am Samstag bäckt, macht man «nach üblicher Sitte Kuchen ... für das ganze Hausgesinde über den Tisch weg»[10]. Seit den Hungerjahren 1816/17 ist die Kartoffel ein Hauptnahrungsmittel geworden[11]; die schlechten Kartoffelernten der Jahre 1845 und 1846 sind ein Landesunglück[12]. Mindestens zweimal im Tag verlangen die Diensten nach Kaffee[13]. Ohne ihn könnten die Weiber nicht mehr auskommen; er ist der grösste Frauentröster[14]. Leckereien kennt man kaum, Zucker gilt als Kostbarkeit[15].

Mit dem Morgenessen wird es recht verschieden gehalten. Die Jowäger haben eine Schüssel Rösti (und offenbar Milchkaffee)[16]. In einem andern Haus isst man Suppe – ohne Brot, wird gerügt – und Kraut[17], in einem dritten Suppe, Brei, Milch, Brot[18], in Gytiwyl Kraut und Milch, dazu Brot[19]. Bei der Garnliese gibts Kaffee «und nicht so langes, zähes, ungeschmalzet Kraut, ... an dem eine Ländersau erworgen müsste,»[20] wie bei den Bauern, beim Schulmeister Milchkaffee und Erdäpfelbitzli[21]. Zum Mittagessen stellt man Suppe, Gemüse («Kraut»[22], Rüben[23]. Bohnen[24], Erbsen[25]) auf, kein Fleisch, wohl aber Kartoffeln. Gegen den Durst wird dazu aus gemeinsamem Napf Milch gelöffelt[26]. Rossmilch macht stark wie ein Ross[27]. Gut gegen Durst ist

[1] 14, 139. [2] Lustig 10, 101f. [3] 11, 49f. [4] 10, 228.
[5] 20, 130 (Michel). [6] 9, 345. [7] 23, 145f. [8] 3, 412; 10, 225.
[9] 1, 138; ähnlich 18, 87f. (Christen). [10] 7, 71. [11] 15, 16 (Wassernot).
[12] 10, 116ff. 284ff. [13] 11, 50. [14] 11, 208; ähnlich 8, 250.
[15] 5, 108; 11, 403; 17, 12 (Schwarze Spinne). [16] 6, 30; siehe auch 1, 330f.
[17] und [18] 16, 366; 369 (Wie Joggeli...). [19] 2, 321; die Schnitter auf dem Feld: 3, 397.
[20] 2, 253. [21] 3, 413; bei einem andern Erdäpfelsuppe (2, 120).
[22] 4, 10; 10, 224. [23] 11, 50. [24] 22, 227 (Der Besuch); E 2, 52. [25] 4, 280.
[26] 20, 151 (Michel); 11, 60. 73. [27] 20, 143; ähnlich vom Fleisch 5, 15.

auch Salat[1]. Zum Nachtessen haben die Bauern auf der 'Sonnhalde' geschwellte Erdäpfel, dazu eine Schüssel Milch, und das Brot geht herum, damit jedes sich abschneide[2]. Als Znüni am Morgen macht Anne Bäbi den im Felde Arbeitenden Brot und Brönz bereit[3]; auch um drei Uhr nachmittags gibt es eine Zwischenmahlzeit[4]. Meistersleute haben «zwüsche yche» im Stübli etwa einen Kaffee, dagegen gehört es sich nicht, dass sie sich im Gegensatz zu den Diensten alle Tage ein Möckli Fleisch oder gar ein Eiertätschli erlauben[5].

In ärmeren Haushaltungen geht es knapp genug zu; da kennt man fast jahraus, jahrein nichts als Kaffee und Erdäpfel. Brot gibts möglichst wenig, Fleisch vielleicht an Festtagen[6]. Käthi die Grossmutter macht zum Mittagessen gesottene Erdäpfel und ein Süpplein; als Dessert bekommt der Enkel ein Schnefelchen Brot[7]. Ein weisses Brötchen oder ein Wecken bedeuten hohen Genuss[8].

Auch das Sonntagessen ist zum voraus bekannt. Am Sonntag hat man Zeit, an das Essen zu denken, an den Sauerkabis, und ob vielleicht Fleisch dabei sei, Kuhfleisch oder Schwynigs oder vielleicht gar keins[9]. In besseren Häusern gibt es nach der Suppe «Köch» (Gemüse, gedörrtes Obst) und Fleisch darauf (Speck, grünes oder dürres Rindfleisch, zur Zeit der Metzgete auch Würste); Fleisch fehlt da am Sonntag so selten, wie es an Werktagen aufgetragen wird[10]. Etwas besonders Gutes sind ferner Eiertätsch, Eierbrot[11], Specksalat[12]. Auch am Sonntag wird der Durst mit Milch oder an der Brunnenröhre gelöscht[13]; Wein stellt man nur auf, wenn Besuch kommt[14]. Arme (etwa Schulmeister) essen am Sonntag Suppe, Äpfelschnitze und Erdäpfelbitzli, zum Nachtisch ein Stücklein schwarzes Brot, Fleisch gibts jeden dritten Sonntag[15]. Zum Nachtessen hat man sonntags im Bauernhaus Milchkaffee und Erdäpfelröste[16].

b) Der Festkalender

Festliche Tage sind in dem einfachen, eintönigen und oft mühseligen Arbeitsleben nötig und «glänzen durchs Leben wie ein goldenes Gestirn am hohen Himmelsbogen»[17]. Die Darstellung festlichen Brauchtums nimmt in Gotthelfs Werken einen breiten Raum ein.

---

[1] 11, 60. [2] 18, 87 (Christen). [3] 5, 165. [4] 11, 50.
[5] 4, 147; 16, 363 (Wie Joggeli...). [6] 22, 158 (Barthli); ähnlich 2, 83; 3, 95.
[7] 10, 195. [8] 2, 49; 3, 138; 10, 45. [9] 14, 83; ferner 4, 55.
[10] 21, 135 (Sonntag des Grossvaters); ähnlich 13, 17.
[11] 6, 16; 10, 193f.; 22, 158 (Barthli). [12] 10, 133.
[13] 13, 17; 21, 135 (Sonntag des Grossvaters). [14] Zum Beispiel 4, 25. [15] 3, 98.
[16] 7, 95. [17] 11, 113.

Ganze Kapitel der grossen Romane sind ihm gewidmet[1], und in verschiedenen kleineren Erzählungen spielt es bedeutungsschwer hinein, am schönsten in der 'Schwarzen Spinne'.

1. Bäuerliche Arbeitsfeste

Sie wachsen ganz natürlich aus dem Alltag heraus. In ihnen herrscht der Gemeinschaftsgedanke vor, wie ja festlicher Brauch in besonderem Masse Gemeinschaftsbrauch ist. Gewisse Arbeiten wie Heuen, Kornernten, Hanfbrechen, Dreschen werden gemeinschaftlich verrichtet. Ihr Abschluss muss gefeiert werden. Heuete[2] und Dreschete[3] zählen zu den «mindern» bäuerlichen Festtagen[4]. Gotthelf beschreibt sie nie; sicher bestand die ganze Festlichkeit in einem reichlichen Abendessen, wohl «mit Küchli, Nidle, Fleisch, Reisbrei usw.»[5]. An einer Brechete[6], ebenfalls einem solchen «minderen» Fest, «geht es selten ohne Brönz ab»[7]. Die gedingten Mädchen oder Weiber müssen am Abend gehörig verköstigt werden; da «mues es Bry sy, Rysbry u Fleisch zweuer Gattig, susch wird me verbrüelet ds Lang uf un ab . . .»[8]. Als grosse bäuerliche Festtage, auch als «Familienfeste» gelten die Metzgeten und die Sichleten[9]. Auch ein Schlachtfest schildert der Dichter nie; offenbar schlachtete man meist in der Fastnachtszeit ein Schwein[10]. Ein zukünftiger Schulmeister träumt davon, wie ihm Würste und Säuprägel gebracht werden[11]; ein Lehrer wird tatsächlich zum Wurstmahl eingeladen[12]. Die Sichleten, «einer der Haupttage im Bauernleben»[13], wird auf einen Samstag gelegt. Das überreichliche Mahl dauert bis in den Sonntagmorgen hinein. Am Schnittersonntag ist in den Wirtshäusern Tanz[14].

2. Die Feste des Jahreskreises

Unter den Jahresfesten sind einige rein kirchlicher Natur, bei andern mischen sich Volksglaube und Volksbrauch hinein, bei noch andern überwiegt der unkirchliche Volksbrauch.

Die Adventssonntage werden nie besonders hervorgehoben, ebenso wenig tritt in dieser Zeit irgend eine drohende oder bescherende Gestalt in der Art eines Niklaus auf[15]. Weihnacht und Neujahr sind in ihrem Brauchtum eng miteinander verknüpft[16]. An der Weihnacht,

---

[1] Zum Beispiel Bd. 3, Kapitel 9. 24. 25; Bd. 4, Kapitel 26; Bd. 8, Kapitel 1.
[2] Vgl. Id 2, 1308 s.v. Krä-Hane und 2, 1465 f. s.v. Gable- oder Segese-Henki.
[3] 2, 205 Fleglete genannt; siehe Id 5, 1242. [4] 14, 128. [5] Ebenda.
[6] Id 5, 340. [7] 14, 128. [8] 23, 56.
[9] 14, 128; 2, 205. [10] 12, 23. [11] 2, 100f. [12] 1, 84. [13] 4, 207.
[14] 2, 203. [15] In einem Vergleich erscheint einmal «ein heiliger Niklaus» (13, 17).
[16] ASV Kommentar II, 22ff.

«einem grossen Tag im Volksleben»[1], ist Abendmahl und zweimal Predigt. Die Bräuche des Tages sind bescheiden. Während Gotthelf den Weihnachtsbaum kennt und auf ihn anspielt[2], kommt er in seinen Bauerngeschichten nicht vor. Als besonderes Gebäck hat man Weihnachtsringe[3]. Üblich ist eine bescheidene Bescherung der Kinder. Eine Grossmutter gibt ihrem Liebling Lebkuchen, das Weihnachtskindli habe sie ihm gebracht. Die andern Kinder werden vertröstet, «ds Wiehnechtkingli syg jetz scho gar wyt weg, es u sys Eseli»[4]. Johannesli erlebt in der Frühe des Weihnachtstages seine Bescherung, bestehend aus acht Nüssen, einem bezuckerten Schäfchen mit einem Pfeifchen als Schwanz, einem Lebkuchen[5]. Kinder bitten die Eltern, sie sollten ihnen das Weihnachtskind kommen lassen (oder: kommen heissen)[6]. Der Pfarrer benützt in seiner Predigt den Anlass, vom gabenspendenden Weihnachtskindlein auf das wahre Weihnachtskind hinzuweisen[7]. Gotthelf selber berichtet, ehemals seien Weihnachts- oder Neujahrskinder in den Häusern umgegangen, hätten sich von den Kindern beschauen lassen und ihnen Geschenke gebracht[8]. Einmal erscheinen am Weihnachtstag die Paten und bringen Kindern das Gutjahr und Weihnachtringe[9]. Weihnachten ist im Volksglauben als Lostag wichtig. Um Mitternacht legt man in Bibel oder Psalmbuch ein Zeichen, am frühen Morgen liest man die aufgeschlagenen Stellen und gewärtigt je nach ihrem Sinn Trübes oder Helles fürs kommende Jahr[10]. In der Heiligen Nacht können die Tiere eine Stunde lang reden und verhandeln dann ihre Meister[11]. Die alte Weihnacht (nach dem Julianischen Kalender) wird noch als Feiertag gehalten[12].

Neujahr, der wichtige Einschnitt zwischen den Jahren, hat mehr weltlichen Anstrich[13]. Eine Stunde lang wird am Silvester das alte Jahr mit allen Glocken ausgeläutet, am Neujahrsmorgen um fünf Uhr

---

[1] 10, 198. [2] 10, 204f.; 17, 347 (Koppigen); 22, 196 (Barthli).
[3] 10, 204. [4] 3, 240f.; ähnlich 16, 173 (Dursli). [5] 10, 204.
[6] 10, 204. 205. [7] 14, 116ff.
[8] 15, 258 (Armennot). Es ist wohl eher an städtische Verhältnisse gedacht.
[9] 16, 191 (Dursli). [10] 10, 199ff.
[11] Von Gotthelf zu einer kurzen Geschichte ausgestaltet: 'Mitternächtliche Reden gehört zu Krebsligen zwischen zwölf und ein Uhr in der Heiligen Nacht' (18, 105ff.).
[12] 17, 142 (Elsi). – Die Angaben über die Weihnacht können durch eine Briefstelle ergänzt werden, in der Gotthelf als Gewährsmann seinem Freund Hagenbach Auskunft gibt (E6, 45): Die Weihnachtssitten seien im Emmental unbedeutend, Weihnachtsbäume nicht üblich, die Geschenke unbedeutend – «an vielen Orten gibt man sich gar nichts, an andern kommt das Neujahrkindlein». Es werde Blei ausgelassen und mit 12 Loszwiebeln das Wetter erforscht. Eigentümlich scheinen Gotthelf das Reden der Tiere und die Feier der alten Weihnacht und des alten Neujahrs. «An der alten Weihnacht wird in sehr vielen Häusern kein Streich gearbeitet, kein Ross aus dem Stalle genommen».
[13] 10, 206ff.; 14, 122ff.

ebenso das neue eingeläutet[1]. Am Morgen ist Gottesdienst[2]. An diesem Tag geben die Paten die üblichen Geschenke. Die Patenkinder haben im Brauch, zu Neujahr zu kommen[3]. Sie erhalten «ein sogenanntes Gutjahr: Hemd, Strümpfe, einen grossen (Neujahrs-)Ring[4].» Mägden schenkt eine Bäuerin Hemden zum Gutjahr[5]. Es gibt aber auch Eltern, die an diesem Tage zum Zeichen der Liebe den Kindern eine kleine Freude machen[6]; das Neujahrkindlein soll die Gaben gebracht haben[7]. Auf ein Neujahrsbäumlein, geschmückt und mit goldenen Nüssen behangen, wird angespielt[8]. Obwohl verboten, wird noch «Tag und Nacht vor den Häusern» das Neujahrsingen geübt[9].

Das Neujahr gehört zu den grossen bäuerlichen Festen[10]. Zusammen mit den Dienstboten neujahret die Familie am Neujahrsabend «nach allgemeinem Gebrauch»[11]. Als besonderes Backwerk hat man Neujahrsringe[12]. Bei Wein, Wecken und zwei Arten Fleisch sitzen alle beisammen, essen «von allem, bis sie nicht mehr möchten», und wollen lustig sein[13]. Auch in armen Familien gönnt man sich etwas[14]. In der Alt- und Neujahrsnacht ist im Wirtshaus Tanz[15], ebenso am 2. Januar[16]. Am alten Neujahr «gehts von vornen los»[17] mit Tanzen; neuerdings nimmt die vornehme ländliche Jugend sogar an einer Partie, einem Ball, teil[18]. Die Bauern lachen die dummen Städter aus, die nicht wissen, dass das alte Neujahr der 13. Januar ist[19]. Das Wetter an Neujahr ist von Vorbedeutung[20].

Der Dreikönigstag scheint nicht gefeiert zu werden. Die Fastnacht, zu den Familienfesten gerechnet[21], wird mit Küchli begangen[22]. Schweine werden vom Michelstag bis zur Fastnacht gemästet[23]; also hat man in der Fastnachtszeit Wurstmähler. Das «Tschämelen» (Maskenlaufen) der jungen Leute ist verboten[24].

Ein bemerkenswerter Festtag der bernischen reformierten Kirche ist zu Gotthelfs Zeit der 'Frauentag', Mariae Verkündigung (25. März) mit Gottesdienst und besonderer Liturgie. Es soll an diesem Tage das Wunder von Gottes geheimnisvollem Ratschluss «erwogen» werden, «nach welchem dein ewiger Sohn aus dem Fleisch und Blut der Jung-

---

[1] 10, 208ff. [2] 10, 210ff. – Mehrere Neujahrspredigten des Pfarrers Bitzius E 3.
[3] 7, 190. [4] 10, 213. [5] 6, 26. [6] 15, 226f.
[7] E 2, 7; 17, 11 (Schwarze Spinne); siehe auch S. 172 Anm. 16; 3, 38 (Geschenke des Mannes an die «Gemahlin») bezieht sich auf gehobene Stände. – Im Pfarrhaus Lützelflüh: «Mit Essen und Trinken trieben wir es stark. Mit dem Neujahrskindlein waren wir trefflich zufrieden, besonders ich hatte grosse Ursache dazu» (Brief vom 7. Jan. 1844; E 6, 13).
[8] 5, 374; ferner 16, 384. 394. 397 (Silvestertraum). [9] 23, 373. [10] 14, 128.
[11] 4, 141. [12] 23, 384. [13] Nach 4, 141 und 10, 209. [14] 16, 194 (Dursli).
[15] 2, 203. [16] 10, 216. [17] 10, 208. [18] 21, 207ff. (Der Ball).
[19] 21, 222ff. [20] 10, 213f. [21] 2, 205. [22] 2, 69; 23, 300.
[23] 12, 23; 24, 210. [24] 4, 36; 8, 91. Siehe S. 188 und Id 8, 770ff.

frau Maria unsere arme Menschennatur angenommen hat»[1]. Demütig soll die Gemeinde die Gnade der Fleischwerdung annehmen so «wie Maria, deine Dienerin»[2]. Der Pfarrer wird «von des Weibes hoher Bestimmung»[3] predigen. Noch im Jahre 1855 wehrt sich der Kirchenvorstand Lützelflüh für den dem ganzen Volk lieben und werten Festtag; 1860 ist er dann zugunsten des Karfreitags abgesetzt worden[4]. Der Frauentag ist auch minderer bäuerlicher Festtag und Termin für den Hauszins[5].

In der Passionszeit ragt Ostern weit hervor. Der Palmsonntag ist der Admissionstag[6]. Der Karfreitag «ist wohl ein heiliger Tag, doch kein Feiertag im Kanton Bern». Man würde ihn ungern zur Arbeit missen. Am Morgen wird Gottesdienst gehalten, den Nachmittag benützt man gerne zum Säen; denn «der Same, welcher an diesem Tage in die Erde kömmt, wird lebendig und stehet auf vor allem andern Samen»[7]. Eine abergläubische Frau ist untröstlich, dass sie an diesem Tage kein brütiges Huhn zum «Unterlegen» hat[8]. Ostern ist hohes Kirchenfest mit Abendmahl und zweimaligem Gottesdienst. Im Familienkreis wird sie als minderes bäuerliches Fest sicher bescheiden gefeiert[9]. Besonders wird der Kinder gedacht. Sie bekommen einige Eier (vier und sechs sind genannt). Wochenlang sinnen die Kleinen nichts anderes. Den Osterhasen oder einen andern Eierbringer kennt man nicht. Am Samstag macht die Mutter in der Küche Vorbereitungen zum Sieden, und die Kinder bringen Blümchen und Kräuter. Ein Bub hofft, sie «recht schön zu sieden mit Brasilienholz, Bachtelenkraut (Glockenblumen) und Zwiebelhülsen darum zu binden, dass sie geflammt würden und schöne weisse Kreuze erhielten». Die Kinder tüpfen untereinander und gvätterlen mit den Eiern[10]. Für die Jugendlichen ist Ostern von besonderer Wichtigkeit, wie auch der Ostermontag und Nachostern.

Himmelfahrt[11] und Pfingsten haben als rein kirchliche Feste zu gelten, ebenso der Bettag, «die eigentliche Herbstweihe»[12]. Dieser wurde im Bernbiet vor 1832 an einem Wochentag, seither wird er wie in der ganzen Schweiz am dritten Septembersonntag begangen[13]. Zum Missvergnügen der Unchristen ist er ein ganz stiller Tag[14]. Die Kirche füllt

---

[1] Gebete für den öffentlichen Gottesdienst der evangelisch-reformierten Kirche des Cantons Bern (1846) 9. [2] Ebenda 136. [3] 12, 418.

[4] 12, 416ff. und Anm.; 14, 37f. und Anm. – Muschg, Gotthelf 125. [5] 10, 228.

[6] Predigt: E 3, 277. [7] 9, 406. [8] 23, 438. [9] 14, 128.

[10] Die ganze Stelle nach 1, 84ff.

[11] 23, 300: An der Auffahrt geniessen die Bauern vom 'Repsacker' «Ankenbock (vgl. Id 4, 1128) und Hung». [12] 10, 111.

[13] Eine Bettagspredigt: 7, 357ff. – E 3 enthält mehrere Bettagspredigten des Pfarrers Bitzius; siehe auch E 3, 359f. (Anm. zu 26). [14] 7, 352.

sich zweimal; ungeschminkt werden dem Volk seine Sünden vorgehalten. Da heissts dann etwa: «Der (Pfarrer) wird wieder ein Fuder abladen . . . Es ist ihm auch zu gönnen, dass er einmal im Jahr den Kropf leeren kann»[1]. Am Nachmittag geht man gern in ein Nachbardorf zPredig, man will die Sünden der Nächsten auch kennenlernen[2].

3. Die Feste des Lebenskreises

Die grossen Lebensfeste mit ihren gesellschaftlichen und religiösen Pflichten, von anderer Seite schon mehrfach dargestellt, sollen nur gestreift werden. Die Taufe wird in den hablichen Häusern mit einigem Aufwand gefeiert, unter einfachen Leuten geht es recht ärmlich zu[3]. Es ist für eine Gesellschaft, die den Wert des Individuums noch nicht besonders betont, bezeichnend, dass weder Namenstage noch Geburtstage begangen werden[4]. Ein wichtiges Ereignis ist der Übergang aus der Kindheit in den Stand der ledigen Erwachsenen, hervorgehoben durch kirchliche und staatliche Weihe.

Grosse Hochzeiten sind am Abgehen; vor dreissig Jahren konnten sie drei Tage dauern und es waren 200 bis 300 Gäste geladen[5]. Ihrer viele kamen zu Ross, auch Weibervolk, und mehr als 100 Wägelchen bildeten den Hochzeitszug; zwei Tage brauchte man, alle Hochzeitsgeschenke in Empfang zu nehmen[6]. Zur Zeit Gotthelfs geht es einfacher zu. Eine grosse Hochzeit schildert er nie; Aufwand wird nur angedeutet[7]: Michel vom 'Knubel' fährt mit mehr als zwanzig Wagen zur Trauung, und manche Pistole knallt[8]. Dagegen ist die Hochzeit des reichen Christen einfach[9], und die Paare niedrigeren Standes, der Schulmeister und Mädeli, Uli der Knecht und Vreneli, Jakobli Jowäger und Meyeli, gehen alle am Freitag allein zur Kirche und werden still getraut[10].

Wie der Tauftag ist der Hochzeitstag von höchster Bedeutung für die Zukunft und von Volksglauben ganz durchsetzt[11]. Da wird sogar die gewohnte Sitzordnung am Tisch durchbrochen. «Seh, hockit da obe a Tisch nebenangere, so ists der Bruuch, we me Hochzit gha het!» wird das Brautpaar aufgefordert[12]. Mit vollem Recht werden an diesem Tag streitende Dienstboten zum Schweigen gebracht: «Man sollte

---

[1] 12, 192. [2] 7, 353. [3] Vgl. 17, 8ff mit 3, 128ff.; 11, 233ff.

[4] In der Familie Bitzius werden Namenstage mit Geschenken gefeiert (Geburtstage sind nicht erwähnt); vgl. E6, 34. 163. 290.

[5] 2, 203; 19, 227 (Hans Joggeli).

[6] 7, 9; reichliche Geschenke auch 20, 102 (Segen und Unsegen).

[7] 12, 489. [8] 20, 286 (Michel). [9] 18, 103 (Christen).

[10] Zur Rolle der Ledigen bei einer Hochzeit siehe S. 194f.

[11] 5, 411. [12] 6, 16.

immer acht geben, was man rede, aber bsungerbar a sellige Tage, da bedeutete alles etwas, un öppis Wüests werd chum öppis Guets bidüte»[1]. Deshalb achtet man auch so sehr auf die Grüsse[2], ebenso, dass «dr erst Tritt (ins neue Haus) nit fehl»[3]. Es herrscht der Glaube, so wie die Hochzeitskleider, namentlich die Schuhe, brechen, gehe auch die Liebe auseinander[4]. Fünfmal wird das Brautpaar Uli und Vreneli auf 'Zeichen' aufmerksam gemacht oder sieht sie selber[5]. Den tiefsten Eindruck macht auf die Braut der Totenmann, der auf dem Kirchhof an einem Grab schaufelt – er schaufelt es für eins von ihnen. Da löst endlich Uli den Bann; er deutet auf eine Gotte, die mit dem Kind im Arm auf dem Kirchhof die Taufe erwartet, und scherzt, das bedeute einem von ihnen eine Kindbette. Und der Schulmeister und sein Mädeli drücken sich, vom Schwiegervater gewarnt, während der Trauhandlung eng aneinander, damit der Teufel nicht zwischen ihnen durchfahre und sie für immer trenne[6]. Eine Bestattung schliesslich kann ein Leser Gotthelfs bis in die Einzelheiten miterleben[7]. Das grösste aller Mähler ist das Leichenmahl, das allen Gesetzen zum Trotz in «alter, grossartiger Freigebigkeit» ausgerichtet wird[8].

Die Übersicht über den festlichen Brauch[9] zeigt, dass in der so sehr brauchbestimmten Welt des oberaargauischen und emmentalischen Bauers die Zahl der Feste nicht hoch ist und ihre Formen wenig reich ausgebildet erscheinen. Diese ebenso auffällige wie unbestreitbare Tatsache verlangt eine Erklärung. Vergleiche mit anderen Gegenden beweisen, dass das nicht Ausdruck der Volksart im allgemeinen, sondern der Sonderart des Ackerbauers ist. Sein nüchternes, zurückhaltendes, ja kaltes und steifes[10] Wesen sticht von dem des Kühers, des Hirten aus den Bergen, mit seiner heitern Art[11], seinem Jauchzen und Holeyen[12] auffällig ab. Als noch die Schnitter aus dem Berglande «scharenweise wie Rinderstaren im Herbst» sich dingen liessen, da ging es beim Ernten munter zu; nicht selten hätten sie neben der Sense eine Geige mitgebracht oder eine Zither, und nach dem Feierabend sei getanzt worden im Gras oder in der Tenne[13]. Die Bauern scheinen, anders als die Bergler[14], wenig zu singen[15]; jauchzen, das tun

[1] 6, 16. [2] 6, 14. 17. [3] 5, 383. [4] 22, 193 (Barthli).
[5] 4, 368. 371f. 372. 374. 378; ferner 5, 411ff. [6] 3, 86f.
[7] 3, 253ff.; 8, 7ff.; 13, 324ff.; 19, 227ff. (Hans Joggeli). Zu ergänzen ist aus 3, 256 die Leichenbitterin mit der schwarzen Scheube (Schürze). [8] 19, 227 (Hans Joggeli).
[9] Es fehlen immerhin im ganzen noch die Bräuche, die von den Ledigen im besondern geübt werden (siehe S. 183ff.).
[10] 2, 207. [11] 9, 345; vgl. S. 144 und Anm. 6. [12] 20, 222f. (Michel); 3, 317.
[13] 11, 44. [14] 9, 338.
[15] Sicher nicht nur deswegen, weil Gotthelf unmusikalisch war.

die Nachtbuben[1], ein 'romantisch' angehauchtes Anne Bäbeli singt 'Herz, mys Herz, warum so trurig' oder 'Ha am ene Ort es Blüemeli gseh'[2] oder 'Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten'[3]. Es muss schon etwas Ausserordentliches geschehen sein, wenn geplagte Bauersleute auf der Heimfahrt vom Schweinehandel «haupthellige» singen, «dass es den Zaunstecken Tränen ausgetrieben»[4]. Musizieren lässt man den Geiger, Volksreime kommen fast keine vor, schauspielerisch begabte Leute gibt es kaum. Einzig die (offenbar weltweite) Leidenschaft der Mädchen und auch Frauen für das Tanzen wird betont[5]: «We dObrigkeit nit Fürabe miech, dMeitscheni hörte nit uf, bis si dBey bis an e Stumpe zueche abgwetzt u abtanzet hätte»[6]. In neuerer Zeit, seitdem der an sich schon batzenklemmende[7] und kümispaltende[8] Bauer dem modernen Wirtschaftsdenken und der Rechenhaftigkeit sich aufgeschlossen hat[9], ist der Aufwand für alle Freuden des Lebens noch merklich zurückgegangen. Während man einst aus Übermut[10] oder zum Ruhme des Hauses[11] ein Erkleckliches draufgehen liess, ist es «bei der Sparsamkeit dieses Geschlechts»[12] seltener, dass einer eine «grossartige Verklopfete»[13] anstellt. Jetzt, wo die Leute alle Tage gescheuter und auf ihren Nutzen abgerichteter werden, ists mit Pfeifen und Tanzen aus[14]. Stark in Rechnung zu stellen sind schliesslich die Gebote und Verbote des Staates und der reformierten Staatskirche. Das katholische Land ist das 'sinnlichere' Land[15]. Die Zahl der reformierten Feiertage ist gegenüber denen der katholischen Nachbarn bescheiden, und die Kirchenfeste sind, wie wir gesehen haben, so nüchtern wie möglich. Bei den grossen Lebensfesten wurde dämmend eingegriffen[16], und auch ausserhalb des kirchlichen Bereichs suchten Staat und Kirche alle Lustbarkeit zu dämpfen, schritten gegen das Tanzen ein, bekämpften die Maskereien[17]. Inbegriff des Festlichen ist offenkundig das Essen. Bei den Sichleten, diesem grössten Fest des Bauernhauses, fehlen die meisten Brauchelemente, die sonst bekannt sind: Bräuche mit der letzten Garbe, Glückshämpfeli, Schmuck des letzten Erntewagens, Erntekranz, Tanz und Lieder[18]. Für die Bauern, die Erntehelfer, die Bettler zählt nur das Mahl.

Dieses von Gotthelf so hervorgehobene Brauchelement verdient

---

[1] 5, 82.
[2] E 1, 89. Auch Felix in der 'Vehfreude' liebt dieses Lied (12, 489).
[3] E 1, 89. [4] 14, 136. [5] Drollig 7, 55 ff. [6] 5, 383.
[7] 19, 69 (Wurst wider Wurst). [8] 20, 222 (Michel).
[9] G. C. L. Schmidt, Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus (1932) 1, 62 ff. [10] 17, 131 (Elsi). [11] 5, 396. [12] 16, 105 (Dursli); ähnlich 5, 396.
[13] 13, 356; 16, 123. [14] 11, 44. [15] 15, 20 f. (Wassernot); 16, 360 (Wie Joggeli...).
[16] 19, 227 (Hans Joggeli). [17] Siehe S. 188 und Anm. 8.
[18] Barthel, Emmentaler Bauer 78.

besondere Aufmerksamkeit[1]. Wenn man bedenkt, wie einfach selbst die reichsten Bauern im Alltag essen, verwundert es nicht, dass ein üppiges Mahl zum Fest wird. Statt des bescheidenen Morgenessens harrt an einer Taufe im wohlhabenden Bauernhaus ein Frühstück der Gevatterleute, «wie es Fürsten selten haben und keine Bauren auf der Welt als die Berner»[2]. Der Gesundheit geschieht kein Eintrag, wenn Leute, die sonst arbeiten wie Pferde, an den üblichen Tagen brav kücheln und Fleisch kochen, dass jeder sich zweimal mehr als satt essen könnte[3]. Männer und Frauen gleicherweise sind eifrig auf solche Gelegenheiten aus und benützen sie weidlich. An den Fuhrungen von Steuerholz ist es «Gewohnheit und Recht», dass jeder soviel zu sich nimmt, als er vermag, auch wenn er am Abend nicht mehr stehen kann[4]. Bei den Käsfuhren gibt es welche, die siebenmal gerben (sich erbrechen) und immer wieder mit Appetit sich an Essen und Trinken setzen[5]. Die Nachbarhilfe ist eine zweischneidige Sache, wenn die Leute dabei «essen und trinken, dass man es mit einer Mäsbstryche oben abmachen könnte»[6]. Beamte und Schätzer leben bei Augenscheinen, Steigerungen u.ä. besonders wohl[7]. Frauen kommen seltener zu solchen Genüssen[8]. Sie lieben das Aderlassen, «weil obendrauf wenigstens ein Schoppen roter Wein nötig und ein Bitzeli Fleisch»[9]. Eine ärmere Kindbetterin freut sich auf den ersten Kirchgang, da sie nachher im Wirtshaus einen Schoppen warmen Wein trinken darf, ohne dass der Mann balget[10]. Haben Weiber einmal «die Beine unter einem fremden Tische, so wollen sie sein, wollen öppe lebe, wies dr Bruuch syg, we me furt syg»[11]. Steigerungen, Musterungen, vor allem die Märkte sind Gelegenheiten, mit dem Manne zusammen 'einzukehren'. «Unser Gattig», sagt der reiche Christen, geht im Gasthaus ins Hinterstübli ans «Ordinäri», das gewöhnliche Volk sitzt in der Wirtsstube bei wohlfeileren Genüssen[12]. Der Traum eines Armen ist es, am Märit «ans Ordinäri gehen und nach dem Essen um das Kaffee ramse»[13]. Selbst der Schuldenbauer, der über Erwarten guten Markt gehabt, leistet sich (wenn auch schlechten Gewissens) einmal etwas Besonderes «fast wie am e Hochzyt», von der Suppe und zweierlei Voressen – «es wär a eyr Gattig o gnue gsy» – bis zum Dessert: «neuis Gschlarggs im e Blättli un e Datere»[14]. So mässig der Bauer für gewöhnlich im

[1] Weiss, Volkskunde 130ff. [2] 17, 10 (Schwarze Spinne).
[3] 21, 211 (Der Ball); ähnlich 11, 42. [4] 1, 8. [5] 12, 270.
[6] Ausführlich 2, 329ff. Mäsbstryche: ein Holz, mit dem das gefüllte Kornmass oben abgestrichen wird. [7] 1, 139f.; 8, 160ff. [8] 1, 139.
[9] 2, 31f. [10] 2, 49. [11] 8, 250; zur Bedeutung von 'sein': Id 7, 1021.
[12] 18, 93 (Christen); zu 'Ordinäri' vgl. Id 1, 442: Suppe, Rindfleisch und Speck mit Gemüse, Braten und Salat, Nachtisch. [13] 2, 37. [14] 14, 130ff.

Trinken ist[1], nach einem Marktgang kann es geschehen, dass man ohne Spiegel (Brille) das Gras wachsen sieht, und manchmal könnte man sieben Spiegel aufeinandertun und vermöchte keine sechszentnerige Sau zu sehen[2].

Anderer Art sind die Mahlzeiten bei einem Besuch; neben die Freude am eigenen Wohlleben tritt die Pflicht der Gastfreundschaft und zugleich das Verlangen, für das Haus Ehre einzulegen. Nur Egoisten haben lieber Specksyte als Visite[3]. Bei einem der (ziemlich seltenen) Besuche bietet eine Frau «ihre ganze Kochkunst, den ganzen Reichtum ihres Hauses» auf[4]. Da kommen die Gäste fast den ganzen Tag nicht vom Essen weg[5]. Am Vormittag wird gleich nach der Ankunft Kaffee mit Nidle, Käse und Brot angeboten[6], zum Mittagessen gibts Fleisch und Hamme, zum Zvieri stehen Kaffee, Küchli, Weissbrot, eine Ankenballe, Honigwaben, Kirschmus, Käse, Hamme und süsser Zieger auf dem Tisch, nachher wird Wein eingeschenkt. Obwohl man das Mittagessen noch mit dem Finger erlängen könnte, greift man wacker zu[7]. Vor Höhergestellten, etwa dem Oberamtmann, will der Bauer besonders gut bestehen: Kaffee, gelbe Nidel, Küchlene aller Sorten, dann Schinken, Kannenbirnenschnitze, Speck, Schweinskinnbacken, gesalzenes Fleisch, Salat, Wein, Tee tragen die Frau Amtsrichterin und ihre Töchter auf.[8]

Gewisse andere Mahlzeiten sind, wie schon gesagt[9], geradezu soziale und religiöse Pflicht. Gotthelf hat selber darüber nachgedacht, dass «mit den drei bedeutsamsten Ereignissen im Menschenleben, Taufe (Geburt), Hochzeit und Begräbnis (Tod)», festliche Mahlzeiten verbunden sind[10]. Sichleten sind «Opfermahlzeiten»[11], denen «eine Art von religiösem Gefühl oder, wenn man will, eine Art von Aberglaube»[12] zugrundeliegt. Für einen armen Tauner und sein Weib ist eine Sichleten, wo der Tisch unter seinen Lasten sich biegt, «wirklich ein Tag aus dem tausendjährigen Reich»[13]. Ebenso eine Gräbt, eine Fleischgräbt natürlich, nicht bloss eine Käsgräbt[14]. Beim Tod eines Vermöglichen wird hin und her geraten, ob man wohl nur zChile oder auch ins Wirtshaus eingeladen werde[15]. Es gibt Orte, wo der Sitte gemäss die Armen alle aparti eine Einladung erhalten[16]. Am meisten geht an der Gräbt eines reichen Junggesellen drauf. Da gibt es nicht nur Kuttlenvoressen, sondern Voressen von Hirn, Milchlig und Schaffleisch, saure Leber, dann auf dem Sauerkabis fettes Rindfleisch und Speck,

---

[1] 1, 338. [2] 8, 14. [3] 21, 190 (Niggi Ju). [4] 4, 325.
[5] 4, 25. [6] 4, 20. [7] 4, 25. [8] 22, 63f. (Oberamtmann).
[9] S. 162. [10] 13, 328. [11] 11, 26. [12] 4, 207.
[13] 4, 213. 207; ähnlich 11, 26. [14] 8, 12. [15] und [16] 3, 255.

nachher Braten, «und in einer Nebenstube sah man Tatern und Schinken ganze Tische voll»; natürlich gehört «es styfs Wynli» dazu[1].

Das brauchmässige gemeinsame Essen hat seine Formen. Es ist «übliche Sitte», dass die Gäste sich zieren und zum Tisch drängen lassen; niemand will den Schein des Ungeduldigen haben[2]. Wie im Alltag betet jedes still für sich mit entblösstem Haupte[3]. Speisen und Speisenfolge sind weitgehend festgelegt. Die Hauswirtin wird ihr Werk nicht rühmen, sondern bestmöglich 'vernütigen'[4], zugleich aber unaufhörlich zum Zugreifen auffordern, ja nötigen. Die Glunggenbäuerin wird erst in Ruhe gelassen, wie sie erklärt, «sie bringe, ihre armi türi (Seel), nichts mehr hinunter, wenn sie noch ein Brösmeli essen sollte, es würde sie versprengen»[5]. Es ist Landssitte, an den grossen Mählern die Gerichte langsam aufzutragen, so dass das frühere nicht nur gegessen, sondern auch verdaut ist[6].

Aber diese Formen können mit verschiedenem Inhalt gefüllt werden. Beim Essen lernt man den Menschen kennen. Es gibt Mädchen, die man den ganzen Tag könnte essen sehen, andere braucht man nur einmal hinter einen Tisch zu setzen, um sie sich erleiden zu lassen[7]. An den grossen Mählern machen sich neben den Bescheidenen Gierige breit, die wie hungrige Hunde fressen und den Wein hinabgurgeln wie leere Fässer, Speck und Voressen in die benasten Nastücher pakken, in die Kuttentäschen und Jepensäcke stossen, dass es ihnen über die Beine abläuft[8]. Kein Wunder, dass es, auch bei Leichenmählern, zu Ausschreitungen kommt[9]. Andere sind langsame Geniesser, die wie der Chorrichter in der 'Stampfe' 18 Stunden hintereinander essen mögen[10]. Veteranen können an einer Sichleten 24 Stunden lang sitzen; in animalischer Trägheit scheinen sie «nur darauf zu horchen, ob sich die verschluckte Masse nicht setze»[11]. Das stumpfsinnige Essen «gleicht fast dem Mahlen der lieben Kuh, wenn sie in frischem Strohe liegt, die Augen behaglich halb schliesst und langsam die Kinnlade hin und her bewegt, wiederkaut»[12].

Aber eine Mahlzeit kann mehr sein als «eine schädliche Abfütterung»[13], «eine langwierige Fröhlichkeit»[14]. «Man wird erst recht miteinander

---

[1] 3, 264; ähnlich 19, 227 (Hans Joggeli). [2] 17, 76 (Schwarze Spinne).
[3] 17, 20. [4] 7, 267; 20, 278 (Michel).
[5] 4, 325: siehe auch 148. 316. Ein eigentliches Streitgespräch 17, 21ff.
[6] 3, 89; 18, 12 (Die drei Brüder). [7] 7, 199; sprechend auch 266. 267.
[8] 3, 255; noch Krasseres wurde von Gotthelf nicht in den endgültigen Text aufgenommen, vgl. Vetter, Beiträge 304f.
[9] 5, 75; 13, 333. Das «viehische Wesen einiger Sauseelen» an einer Sichleten ist ein Hauptmotiv der Kalendergeschichte 'Das arme Kätheli' (23, 423ff.).
[10] 21, 152 (Sonntag des Grossvaters); ähnlich 1, 139; 8, 160ff.
[11] 11, 45. [12] 6, 75f. [13] 11, 40. [14] 6, 75; 13, 282 und sonst.

zufrieden, wenn man miteinander isst und trinkt»[1]. Herz und Mund gehen auf. Nicht weltbewegende Probleme werden behandelt. Weiber plaudern miteinander am liebsten «von heimeligen Dingen, von den Pflanzungen, Schweinen und Milch», von den Leiden ihrer Kindbettenen[2], von den Kindern[3]; Männer vertiefen sich «in gemütliche Gespräche über vorliegende (!) Dinge, vom Rindfleisch kamen sie auf die Kühe und vom Kalbfleisch auf die Kälber»[4]. Wenn freilich eine Mahlzeit schlecht ist, wird sie gründlich mit derben Witzen gewürzt[5]. An einer Gräbt gleitet ein Gespräch «wie Schlittschuhläufer auf dem Eisspiegel von einem Ende zum andern»: Dem Anlass entsprechend begeben sich die Frauen auf das gruselige Gebiet der Wiedergängergeschichten, am Tisch der Verwandten gerät man von den Kornpreisen ins Gestrüpp der Politik[6]. Ist die Gesellschaft in guter Stimmung, so springt bei einem «die Drucke (auf), worin die Schnurren und lächerlichen Erzählungen aufbewahrt liegen, . . . und allgemach gehen bei allen Anwesenden die gleichnamigen verschlossenen Drucken auf» und ihr Inhalt quillt heraus[7]. Hochgeschätzt sind deshalb alle, die die Gabe der Unterhaltung besitzen, «die Spassvögel der Gesellschaft», die alle Augenblicke einen lustigen Spruch wissen, sogar Respektspersonen nicht schonen[8]. An der Sichlete sonnen sich die alten Taglöhner an den Heldentaten ihrer Jugend: wie viele sie geprügelt, wie manchen Bauer sie angeschmiert hätten, und der Glunggenbauer erzählt Lausgeschichten von schlimmen oder unglücklichen Pächtern und «legt ein Gedächtnis an den Tag wie eine Heuscheuer»[9]. Am Taufemahl finden die Neckereien zweier jungen Leutchen, die einander gerne sehen[10], ebenso dankbare Zuhörer wie die 'Müsterli' einer Bäuerin mit gutem Gedächtnis und gesalbtem Mund[11]. Und gar «es lächerligs»[12] junges Weibchen ist in einer solchen etwas harthölzigen Gesellschaft wie ein Licht am dunkeln Orte; denn «ein kurzweiliger halber Tag ist dem Menschen eine halbe Seligkeit»[13]. Manchmal werden aber auch andere Saiten angeschlagen, wenn einer eine alte Sage aus der Vergangenheit heraufbeschwört: etwa die von den drei Brüdern, wie alte Leute sie noch oft erzählen, wenn keine jungen dabei sind, welche über solche Dinge spotten[14], oder die Sage von der Schwarzen Spinne[15]. Die beste Würze des Mahles aber ist eine

---

[1] 4, 206. [2] 8, 87. [3] 11, 108ff.
[4] 8, 160. [5] 12, 272; siehe auch 2, 229. [6] 8, 13ff.
[7] 11, 157. Ebenda auch schön über die anderen 'Drucken' «in der Schatzkammer der Seele». [8] 3, 265. [9] 11, 42f. [10] 17, 21ff. (Schwarze Spinne).
[11] 13, 487. [12] Id 3, 1003. [13] 6, 75f.; ähnlich 10, 214 und 11, 157f.
[14] 18, 11. [15] Die kunstvolle Verknüpfung mehrerer Sagen in der 'Schwarzen Spinne' ist Dichterwerk. Vgl. auch E 5, 115.

Hauswirtin, die nett und appetitlich, gut und währschaft aufwartet[1], mit Freundlichkeit und Sicherheit alles ordnet und es versteht, jeden mit dem Hauche der Heiterkeit zu berühren[2].

c) Das brauchmässige Gemeinschaftsleben der Ledigen

Wieviel Gemeinschaft, Überlieferung und Brauch zu Gotthelfs Zeit bedeutet haben, tritt wohl am deutlichsten im Leben der Jugendlichen zutage. Zwei feierliche Handlungen weihen den grossen Schritt von der Kindheit in den Stand der Ledigen: eine kirchliche, die Admission zum Abendmahl, und eine staatliche, der Schwur des Huldigungseides. Damit wird nicht die persönliche Freiheit errungen; die Ledigen bilden in der brauchmässig gegliederten Gesellschaft eine besonders stark in Erscheinung tretende Gruppe[3].

Die Admission (offenbar am Palmsonntag) ist der Abschluss der kirchlichen Unterweisung[4]. Die Jugendlichen müssen sich in einer Prüfung über ihre Kenntnisse in den Glaubenslehren ausweisen[5]. Mit Zittern erwarten die Konfirmanden den Tag, fürchten «sich zu verfehlen» und dann «die Erlaubnis» nicht zu erhalten. An Ostern geht der Sohn bangen Herzens hinter dem Vater her zur Kirche, um erstmals das Abendmahl mitzufeiern. Das äussere Zeichen des neuen Menschen ist ein neuer Sonntagsstaat, der lange vorher schon einen wichtigen Gesprächsgegenstand gebildet hat. Der Begüterte bekommt ein ganz neues Gewand, dem Verdingbuben lässt man aus Vaters Sonntagskleidern Rock und Hosen machen. «Gegenstand des tiefsten Sehnens» ist der schwarze Wollhut, der ihn erst zum Manne stempelt, und der Bub kann den Tag nicht erwarten, «an welchem er seinen Kopf zur Kirche tragen kann». Die ärmsten Güterbuben müssen mit einem schwarzen Strohhut vorliebnehmen[6]. Gross ist wiederum die Furcht, gegen den Brauch zu verstossen: entweder zu früh oder zu spät aus dem Stuhle zum Tische zu gehen oder den Hut unter den unrechten Arm zu nehmen oder zu vergessen, das Brot zu essen; «unzählige Male» repetieren sie es zum voraus. Ein Stein fällt dem Burschen vom Herzen, wenn alles glücklich vorbei ist, und er fühlt sich einen halben Schuh länger geworden. Wie er vors Wirtshaus zum Eiertüpfen geht, scheint ihm, alle Mädchen guckten ihm nach; noch wagt er aber nicht, sich mit ihnen einzulassen.

---

[1] 7, 267; 11, 108. [2] 11, 40.

[3] Zur ganzen Frage H. G. Wackernagel, Altes Volkstum der Schweiz (1956) passim; G. Caduff, Die Knabenschaften Graubündens (1932).

[4] Darstellung nach 1, 155 ff. und 2, 75; siehe ferner 5, 23.

[5] Die Agenda von 1846 (vgl. S. 175 Anm. 1) verlangt «ein öffentliches Bekenntnis ihres Glaubens», darauf wird «die Erlaubnis» erteilt. [6] 8, 9.

Der Sonntag nach Ostern ist der Schwörtag[1]. Die konfirmierten Burschen werden vom Statthalter zur Kirche des Amtssitzes geleitet, wo der Eid auf die Verfassung geschworen wird. Die Fünfzehn-Sechzehnjährigen haben von Staat und Gesetzen nur schwache Begriffe, und während der Pfarrer ihnen in der Huldigungspredigt die Bürgerpflichten darlegt[2], brennt ihnen der Boden unter den Füssen. Endlich nimmt ihnen als Vertreter der Regierung der Landvogt, «ein schöner, grosser Herr trotz dem töllsten Küher»[3], (in späterer Zeit jeweils der Oberamtmann) den Eid ab. Die Amtspersonen begeben sich zum Mahl, die jungen Leute der verschiedenen Gemeinden suchen ein Wirtshaus auf. Der Schwörtag ist nämlich der erste Tag, an welchem man der Welt zeigt, dass man mit dem Nachtmahl die 'Erlaubnis' empfangen habe, zu tun wie ein Erwachsener: zu Kilt und in die Wirtshäuser zu laufen, auf den Strassen wüst zu tun und sich zu prügeln nach Herzenslust[4]. Stolz treten die Bürschlein ins Wirtshaus – einige klimpern mit Brabäntern – bestellen Wein und stossen an, dass die Gläser spalten. Viele rauchen auch zum erstenmal. Aufgereizt durch Erwachsene und vom Wein erhitzt, wenden sie sich gegen die Jungen der andern Dörfer. Schon lange in den alten Dorfhass eingeweiht, müssen sie sich nun ihrer Väter würdig erweisen. Nach einem blutigen Handgemenge machen sie sich mit zerzausten Kleidern auf den Heimweg. Bereits hat einer mit andern einen Kiltgang abgeredet, bleibt aber vielleicht in einem Graben liegen[5].

Nach dieser Einweihung mit ihren Exzessen verläuft das Leben des Ledigen in bestimmten Bahnen. Der Alltag ist ganz mit Arbeit ausgefüllt. Überschäumende Kraft lebt sich in körperlichen Übungen aus; Körperstärke ist der grösste Ruhm. Wie Michel vom 'Knubel' zum erstenmal aus freier Hand einen Mütt Korn aufnimmt, ein Mäss Roggen über den Daumen ausleert, den schwersten Knecht am Rockkragen durch die Tenne trägt, wird es als häusliches Fest gefeiert[6]. In der Dreschzeit schwingen nach dem Mittagessen zwei Paare auf dem Stroh, und der neue Meisterknecht kann sich durch nichts mehr Respekt verschaffen, als dass er den Karrer und den Melker auf den Rücken schlägt[7]. Die Burschen sind stolz darauf, mit Pferden umgehen zu können, gute Fahrer zu sein. Ein junger Geisselherr würde es sich zur Schande anrechnen, wenn die Türlistöcke, «wo me scho hun-

---

[1] Das Folgende nach 2, 77ff.

[2] Eine Huldigungspredigt des Pfarrers Bitzius: E 3, 84ff. [3] 2, 80. [4] 2, 77.

[5] 2, 81. [6] 20, 144 (Michel).

[7] Das kunstgerechte Schwingen ist eigentlich Sache der Hirten, vgl. 20, 225; zur ganzen Frage K. Meuli, SVk 37 (1947) 87.

dert Jahr us u y gfahre ist», seinetwegen versetzt werden müssten[1]. Wie homerische Helden fahren die Vehfreudiger Burschen mit ihren Gespannen[2]. An Sonntagen vergnügen sich die Burschen mit Kegeln oder mit Kugelwerfen[3]. Als kunstvoll geübtes Kampfspiel zweier Mannschaften gilt das Hurnussen[4]. Nicht zu vergessen sind die 'vaterländischen' Prügeleien, in denen die Jungen sich austoben. Die Anlässe sind belanglos; man ist glücklich, wenn man prügeln kann[5]. Die wohlhabenden Väter übernehmen die hohen Kosten für Arzt und Schmerzensgelder nicht ungern. «Alle halben Jahre eine vaterländische Schlägerei, dass einem Dutzend Gringe dFetze über dAchsle hange», schadet nichts, «es git z'rede u macht ästimiert»[6]. Gesetzte Männer erzählen mit Behagen von solchen Heldentaten, ja, stürzen sich bei Gelegenheit selber noch in einen Kampf[7]. Sie betonen, ehedem sei es noch ganz anders zugegangen, «dass das Blut an die Decke spritzte oder auf den Strassen durch die Geleise rann»[8].

Am häufigsten dreht sich der Streit um Mädchen, beim Tanz an den Sonn- und Markttagen, sogar nach einem Brandunglück[9]. Das Sinnen und Trachten der Jugendlichen geht eben in erster Linie nach dem anderen Geschlecht. Es ist deshalb berechtigt, ihr Leben unter diesem Gesichtspunkt darzustellen.

Unter den Formen, sich einem Mädchen zu nähern, eine Ehe einzuleiten, beschreibt Gotthelf eine gewissermassen 'aristokratische' besonders einlässlich, sicher darum, weil sie für den Erzähler ein dankbares Feld ist. «Wo ein Haus seit einer Reihe von Geschlechtern ein bestimmtes Gepräge hat», ist die Wahl nicht einfach[10]. Trotz der Bemühungen der Familie kommt es vor, dass ein Bauernsohn in der Nähe keine passende Frau findet. Da bestellt er selber[11] oder durch Mittelspersonen: «Verwandte, viel öfter aber durch eigentliche Liebesboten..., Schwefelhölzler, Kachelhefter, Schwammweiber, . . . alte Mägde und sehr oft durch eigentliche Weiberhändler»[12] eine Bauerntochter, die ihm flüchtig bekannt oder empfohlen worden ist, an einem Sonntag an einen 'Nebenausort', meist eine Badwirtschaft. Ein junges Mädchen nimmt im allgemeinen eine solche Bestellung an; «derartige Konferenzen . . . sind eine Landessitte». Am Treffpunkt gibt das gemeinsame Essen und Trinken Musse zu einem Gespräch über Alltägliches und zu einem ersten Kennenlernen. Eine solche «Gschaui»[13] ist unverbindlich;

---

[1] 7, 311; ähnlich E 1, 151. Vom Reiten ist selten die Rede: 7, 9 (für die Vergangenheit); 12, 346f. [2] 12, 274ff. [3] 2, 83; 5, 24; 20, 185ff. (Michel). [4] 4, 50ff.
[5] 12, 364. [6] 12, 243; ähnlich 4, 54; 18, 62 (Christen); 20, 145.
[7] 12, 220f. [8] 12, 221. [9] 7, 136ff.
[10] 7, 181. [11] 7, 185. [12] 20, 179f. [13] 20, 184.

«gefällt man sich nicht oder wird sonst des Handelns nicht einig, so geht man kaltblütig und ohne alle Konsequenz auseinander»[1] und sucht andere Fäden anzuknüpfen. Bei gegenseitigem Gefallen ist es üblich, dass die Familien in Verbindung treten. Der Besuch einer Familie zur Fühlungnahme und Besprechung heisst ebenfalls «Gschaui»[2]. Lange Verhandlungen wegen der Ehesteuer und ähnlichem schliessen sich vielleicht an.

Allgemeiner ist das Anbahnen einer Bekanntschaft in aller Öffentlichkeit. Am dienlichsten sind die Lustbarkeiten an bestimmten Tagen, wo junge Leute zusammenkommen. Die Sonntagnachmittage werden von diesen kaum zu Hause verbracht. Sogar eine Bauernfrau fordert die Mägde zum Fortgehen auf; «das zu Hause Plättern trage doch hell nichts ab . . . Wo sie jung gewesen sei, da hätte man sie des Sonntags nicht einmal an einem neuen Hälsig daheimgehalten, da hätte es müssen öppe usgrüteret sy»[3]. Vornehme Bauerntöchter ziehen allein oder mit dem Bruder, wohl auch in Gruppen, Mägde eher gruppenweise dem Vergnügen nach «wie die Vögel dem Hirs», «aufgestrübelt und aufgedonnert»[4]. Die Burschen stehen zuerst im Dorf herum und gehen dann zu gemeinsamen Spielen (Hornussen, Kegeln, Kugelwerfen) oder zu einem Schoppen und Kartenspiel[5] ins Wirtshaus; Jakobli Jowäger allein muss als Muttersöhnlein mit Anne Bäbi die Kabisplätze und Flachseren besuchen[6]. An Wintersonntagen trifft man sich «an irgendeinem Versammlungsort der Jugend», spielt zuerst um Nüsse, dann um Branntwein und Geld, schliesslich fliegt man weiter aus[7].

An den Tanzsonntagen zieht alles dem Geiger nach[8]. Auf dem Tanzplatz findet man den Schatz, den man 'bestellt' hat[9], oder man geht auf «Schick» aus. Die wichtigsten Tanztage sind die Märkte. Diese sind geradezu auch Heiratsmärkte. «Gut Schick» will man machen «am Morgen auf dem Kuhmärit, am Abend auf dem Meitschimärit»[10]. An den Herbstmarkt laufen die Meitscheni, wie die Schneegänse wandern[11]; wie Schlingpflanzen kommen sie einem vor[12], und die «Anlässigen» packen die Burschen beim Kuttenfecken[13]. Beim Tanzen werden gewisse Formen gewahrt[14]. Wenn an einem Sonntagnachmittag im ersten Stock eines Badwirtshauses «die genagelten Schuhe den gygampfenden Boden stampfen» und ein Bursch eintritt und eines der

---

[1] 20, 179 (Michel). [2] 18, 101 (Christen); Id 8, 1633 f. [3] 4, 73.
[4] 7, 25. 46. [5] 1, 162. [6] 5, 24. 26. [7] 4, 72.
[8] Der Vikar Bitzius nennt im Visitationsbericht für Utzensdorf (1824) etwa dreissig Tanzgelegenheiten im Jahr (Hunziker, Der junge Gotthelf 25).
[9] 7, 159 und sonst: «Es Bstellts mache».
[10] 7, 184; 12, 394; siehe auch S. 131 f. [11] 12, 348. [12] 12, 354. [13] 2, 196.
[14] Hauptstelle: 7, 50 ff.

an den Wänden stehenden Mädchen zum Tanze auffordert, macht er ihm bereits Hoffnungen. Gefällt es ihm, so macht er mehrere Tänze und lädt es dann zu einer Halben ein. Dem Brauche gemäss muss sich die Tänzerin zieren, ja reissen oder «schreissen» lassen, ebenso, wenn auf dem Markte der Bursch ein ihm angenehmes Mädchen ins Wirtshaus einlädt[1]. Schliesslich lässt sich die Spröde herbei, und oft wird auch noch zu essen bestellt. Da gilt es erst recht, sich zurückhaltend zu benehmen, zu warten, bis die Buben einem das Fleisch fast mit Gewalt in den Hals stossen[2]. Nachdem die beiden immer miteinander getanzt, begleitet der Bursche üblicherweise das Mädchen heim. Die Eltern sind an einem Markttag ungesorgt vorausgefahren[3]. Oft schliesst sich ein nächtliches Beisammensein an, besonders wenn das Pärlein schon bekannt oder 'versprochen' ist.

Im Tanzsaal sind Schlägereien nichts Ungewöhnliches. Ein Bursch befiehlt zum Beispiel «Selbander», das heisst: Er zahlt die Musik für drei Tänze, die er mit seiner Geliebten allein tanzen will[4]. Da werden leicht die ungeduldig Wartenden, in Dorfschaften zusammengeschlossen, Händel beginnen, und ein starker Kerl «leert die Stube»[5]. Blutige Köpfe gibt es, wenn ein Knab dem andern das Mädchen wegzunehmen sucht; auch da geraten Burschen ganzer Dörfer aneinander[6]. Manchmal entbrennt der unheimliche Streit auf dem finsteren Heimweg. Kameraden «laufen den Gegnern den Weg vor», gehen also voraus und lauern ihnen auf. Mit Steinen und Scheitern empfangen sie die Überraschten, die in der Not Pfähle aus den Zäunen reissen[7]. Schlagringe[8] und sogar Messer[9] werden gebraucht.

Ausser diesen gewöhnlichen Gelegenheiten zu Lustbarkeit und Bekanntschaft gibt es viele ausserordentliche[10]. Öffentlich getanzt wird auch am Tag der militärischen Musterungen, an Nachostern am Eiermahl, am Alt- und Neujahr, am Schnittersonntag. Zu den Freuden der besseren Jahreszeit werden sodann die Springet[11] und das zBerggehen gerechnet. An den erstern wird abends auf öffentlichen Plätzen gesprungen, getanzt und gesungen. Bedenklich sind die Kiltet (nicht zu verwechseln mit dem unten beschriebenen Kiltgang) auf hohen Eggen, abgelegenen Weiden[12]. Burschen und Mädchen treffen da einander und tanzen unter wüsten Liedern und Reden um ein Feuer. Nachher lagern sie sich zum Trinken und Essen; fast wie auf dem Blocksberg geht es

---

[1] 10, 71; 17, 136 (Elsi). [2] 20, 205 (Michel). [3] 12, 359.
[4] 16, 105 (Dursli). [5] 18, 74 (Christen). [6] 17, 138 (Elsi).
[7] 10, 219. [8] 20, 129. 136 (Michel). [9] 10, 219.
[10] Die Liste aller «Gelegenheiten zur Annäherung» 2, 201ff. liegt dem Folgenden zugrunde. [11] Id 10, 906f. [12] 2, 203f.

manchmal zu. Im Winter dagegen hat man in Stuben «Abendsitze[1], ganz simple, und andere, denen man Schnitzet[2], Spinnet[3] sagt, alle dem jungen Volk zu Lieb und Ehre».

Natürlich sind auch die Familienfeste den jungen Leuten willkommen. Bei den Taufen wählt man gerne ledige Paten, die zueinander passen und vielleicht ein Paar abgeben[4]. Gotte und Götti liegen brauchgemäss nachts beisammen[5]. Von den Hochzeiten sagt man, dass sich an ihnen andere Hochzeiten machten[6].

Von den Jahresfesten sind die Tanzanlässe zur Neujahrszeit schon genannt worden. An der Fastnacht kennt man noch das Tschämelen der Burschen; Gotthelf aus der Jugendzeit bekannt, von der Regierung unterdrückt, reisst es wieder ein, da die Wirte sich dieser Hirsmontagsspektakel (Tschämelete) annehmen[7]. Gotthelf beschreibt in keiner seiner Erzählungen eine derartige Fastnachtsbelustigung[8].

Der Ostertag ist nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Jugendlichen der Tag des Eiertüpfens. Stundenweit laufen junge Mädchen «auf einen Platz, wo das Düpfen munter geht»[9]. Besonders berühmt ist Kirchberg an der Emme, wo vom jungen Volk vieltausend Eier, hart gesotten, bunt gefärbt, oft mit schönen Sprüchen verziert, vertüpft werden[10]. An Ostern oder am Ostermontag, auch an Nachostern, findet der Eieraufleset statt[11], wobei die Burschen eines Dorfes oder Bezirks in zwei Parteien sich teilen. «Auf dem Spiel steht eine Wette, bestehend in einer Ürti.» Die Mädchen werden zu solchen Anlässen eingeladen. Mit dem Eiermahl in der Wirtschaft, Tanz und obligater Prügelei wartet man im allgemeinen bis zum Ostermontag.

Seit der Einführung der Patentwirtschaften sorgt die starke Konkurrenz unter den Wirten für weitere «Extrahudleten». Wirte stellen einen Kegelt oder einen Tanz um Schafe an, Schwingen, Eierauflesete,

---

[1] Id 7, 1727. [2] Id 9, 1422. [3] Id 10, 324ff. [4] Ausführlich 2, 50.
[5] 1, 133. [6] 19, 93 (Der Notar). [7] 4, 36; 8, 91.
[8] In einem amtlichen Bericht entwirft er davon ein unerfreuliches Bild: Am Hirsmontag (1842) zog eine Schar Maskierter durch meine und andere Gemeinden, umgeben von einem Kinderschwarm. Hauptperson ist die von einem Burschen dargestellte Hure, «welche bald vom Doktor, bald vom Bajas, bald von einem Kaplan geleitet ist». An ihr und durch sie werden die unflätigsten Gebärden verübt. – Das Erziehungsdepartement erkundigt sich darauf beim Statthalteramt Trachselwald wegen dieses sittenverderbenden Spiels. Die Antwort lautet, es seien lediglich Tanzbewilligungen ausgegeben worden, und hin und wieder seien nach alter Übung Tannen herumgeführt worden. (G. Buchmüller, Die Visitationsberichte des Pfarrers Albert Bitzius über die Gemeinde Lützelflüh von 1840 bis 1853, in: Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1917, 182ff.) Über Tschämeler und Tannenfuhr: M. Sooder, Fastnachtsbräuche im Oberaargau, SAVk 34 (1936) 110ff.
[9] 20, 126ff. (Michel), ebenso das Folgende. [10] 5, 27.
[11] Genaue Schilderung: 20, 131ff.

Hirsmontagsspektakel und Spinnet. Als neue Erfindungen kommen noch hinzu An- und Aussufeten, Armbrustschiessen, Fischete, Lotterie, Kletterei, Sackspringet, Ganstödete, Gränneten, gar Komödie[1].

Die wichtigste Form, sich einem Mädchen zu nähern, eine Ehe einzuleiten, ist der Kiltgang[2]. Er ist ohne einen gewissen Zusammenhang der jungen Männer kaum zu denken. Die Burschen treten gegenüber den übrigen Dorfgenossen als eine Sondergemeinschaft auf. Davon muss zuerst die Rede sein. Sie heissen die Bursche[3], die Buben[4], die Dorfbuben[5], die Nachtbuben[6], die Kiltbuben[7], «das junge Volk, die sogenannten Nachtbuben»[8]; besonders bedeutungsvoll ist der Kollektivname d'Burst[9] (Femininum Singular). Eine eigentliche Organisation besteht nicht; gelegentlich erscheint ein Führer: Der Ammannssohn ist Herzog der Nachtbuben[10]. Die Bauernsöhne und die Knechte gehören ohne weiteres der Burst an, dem Schulmeister dagegen nimmt man das Mitmachen übel[11]. «Nachtbuben sind eine Macht»[12], und es ist klug, wenn man sich mit ihnen gut stellt[13]. Sie können in der ganzen Gegend gefürchtet sein[14]. Mädchen und Frauen scheuen sich, in ihre Mäuler zu kommen[15]. Die volkstümlichen Behörden befassen sich ungern mit Klagen gegen Nachtbuben[16]. Nicht einmal Gespenster sind vor ihnen sicher[17]. Für Witz, lustige Streiche sind sie bekannt; der Teufel ist ihnen nicht schlau genug[18]. Ihre Zeit ist der Samstagabend. Da «rotten sich die Bursche zusammen»[19]. Manchmal – wohl eher im Winter – versammeln sie sich bei einem der Ihrigen, erzählen einander von ihren Taten, lassen sich «abfüttern» und hecheln dabei die Speisen durch[20]. In der besseren Jahreszeit besammeln sie sich im Freien, tubaken und schwatzen. Wenn es dunkelt, «muss etwas gehen»[21]. In einer Wirtschaft gibt es neuen Wein zu versuchen, oder im Nachbardorf muss man Burschen züchtigen gehn, die einen jüngst beleidigt haben[22]. Mit Vorliebe werden Obstbäume geplündert; ein Gaudium, wenn der geizige Bauer im Hemd auftaucht![23] In der Nacht geht es oft unruhig zu, wenn etwa ein Dutzend Kiltbuben jauchzend und singend herumschwärmen und «zusammen machen, welcher lauter»[24].

---

[1] 8, 90f.; 13, 88.

[2] Zu vergleichen ist vor allem K. R. V. Wikman, Die Einleitung der Ehe (1937), ferner z.B. P. Geiger, Zum Kiltgang, SAVk 20 (1916) 151ff.

[3] 7, 106. [4] 2, 255; 3, 51. [5] 4, 170. [6] 2, 229; 12, 489.

[7] 2, 229; 12, 400. [8] 12, 259.

[9] z.B. 2, 191. 274: «mit der jungen Burst»; 20, 163 (Michel).

[10] 12, 489. [11] 2, 191. [12] 10, 148. [13] 10, 150. [14] 12, 489.

[15] 2, 230. [16] 10, 149; 16, 55 (Fünf Mädchen). [17] 19, 144 (Wege Gottes).

[18] 2, 230; 12, 259. [19] 7, 106. [20] 2, 209. 229. [21] 10, 142.

[22] 10, 143. [23] 2, 209; 10, 143; 16, 55 (Fünf Mädchen). [24] 5, 82.

Aber nicht zufällig richten sich solche Streiche gegen Verächter der Gemeinschaft, gegen Schädlinge. Eglihannes, der der Käsfuhr seine schlechten Gäule aufzwingen will, würde die Dorfehre beschmutzen. Da ziehen die Bursche vor Mitternacht alle Wagen vors Dorf hinaus und befehlen dem Sigrist, die Turmuhr zu stellen. Eine Stunde früher als abgemacht wird unbemerkt losgefahren, und Eglihannes hat das Nachsehen[1].

Nachtbubenstreiche können eindeutig Strafcharakter annehmen: Die Nachtbuben üben Volksjustiz[2]. Nach Gemeindebeschluss weisen Waldbesitzer armen Leuten Holz zu. Der knickerige Grotzenbauer weist drei alten Weiblein die wüste Dornhalde zum Reisigmachen an. Da beschliessen die Burschen, den Frauen Hilfe zu leisten; an einem Samstagabend verabreden sie sich – wer zu spät kommt, zahlt eine Mass – und holzen während der Nacht in der Dornhalde so, dass der Bauer ernstlich geschädigt wird. Alles lacht über das Stücklein. Trotz den Warnungen seiner Frau, «an den Nachtbuben gewinne man nichts», verklagt der Geschädigte die Kerle, wird aber bei der gerichtlichen Versöhnung nur verspottet. Da er sich weiterhin gegen Arme hart zeigt, muss er noch Ärgeres erleben[3]. In der ersten Mainacht erwacht er ob einem Geräusch «wie von einer abgespannten Trommel an militärischen Leichenbegängnissen». Darauf führen die Burschen, unsichtbar im Schutze der Dunkelheit, eine parodistische Versteigerung der 'Freisinnigkeit', seines eigenen Hofes, durch. Der Bauer ist 'tot', und da die Erben den Hof ausschlagen, wird er vergantet. Ein 'Gantbeamter' leitet die Verhandlungen, ein 'Schreiber' liest im Amtsstil die Steigerungsgedinge ab, wobei an Witzen und Anzüglichkeiten nicht gespart wird. Ein 'Weibel' ruft aus, und die andern Burschen beginnen, wieder mit derben Witzen, zu bieten. Wie der Bauer die Knechte alarmiert und wutentbrannt hinausstürzt, verschwindet der Spuk[4]. Dieser Denkzettel wirkt nun freilich nachhaltig[5].

Aber die meisten Aktionen in den Samstagnächten beziehen sich auf die Mädchen. Diese sind bei den Zusammenkünften der Burschen der wichtigste Gesprächsgegenstand[6]. Manche Streifereien scheinen den Zweck zu haben, der 'Burst' Einblick in die Haushaltungen und

---

[1] 12, 263. [2] 10, 142ff. Kapitelüberschrift: «Volksdiplomatik und Volksjustiz».
[3] 10, 246ff.
[4] Weitere bedeutsame Einzelheiten im handschriftlichen Entwurf Gotthelfs: 10, 465f.
[5] Auffälligerweise sind im Falle des Eglihannes und des Grotzenbauers die Nachtbuben die politisch Altgesinnten, die einen Neuerer aufs Korn nehmen. Ob dahinter mehr gesehen werden darf als der Ausdruck von Gotthelfs eigener politischer Einstellung? – Vgl. E. Baumann, Heimsuchungen aus der Zeit der Helvetik, SAVk 37 (1939/40) 189f.
[6] 2, 209.

die hausfraulichen Fähigkeiten der Töchter zu verschaffen. Da mag ein Mädchen um Mitternacht kücheln, damit niemand seine Künste sehe, den Nachtbuben bleibt es nicht verborgen[1]. Ja, zur Fastnachtszeit gehen sie nachts von Gaden zu Gaden[2] (Kammern im ersten Stock, wo die Mädchen schlafen), betteln Küchli, tragen sie zusammen und halten ordentlich Gericht darüber. Wehe, wenn eines Küchli gegeben hat, «die gewesen fast wie ein Wullhut»[3].

Unter den Augen und der Aufsicht der Nachtbuben steht aber vor allem der Kiltgang. In Gruppen schwärmen die Nachtbuben in der Samstagnacht herum und kommen vor die Häuser und den Mädchen unter die Fenster. Unerfahrene werden 'angelernt': Der junge Schulmeister muss eine Menge Kiltsprüche lernen und sie unter den Häusern halten[4]. Der Meisterknecht Uli wird als Neuling am Ort von einem andern Knecht zKilt geführt[5].

Dass Burschen gemeinsam Mädchen in der Kammer besuchten, wird nie gesagt; der Einzelkiltgang dagegen erscheint als anerkannter Brauch. Wenn einer eine Frau will, muss es «eine mache wie dr anger»[6]. Die Söhne sollen zKilt laufen, weil es auch der Vater getan[7]. Die Kilter pochen darauf als auf ein Recht[8], und die Mädchen und Frauen halten das Kilten für ein Zeichen, dass eine ernsthafte Bewerbung, nicht bloss Spiel, gemeint ist[9]. Sie wollen lieber gar keinen Mann als einen «im Sack kaufen»[10]. Namentlich wenn einer 'versprochen' (verlobt) ist, geht er selbstverständlich in die Kammer der Braut. Wer statt dessen von abends sechs bis zehn Uhr Visite macht und dann heimgeht, wird arg verdächtigt[11].

Beim Kilten werden gewisse Formen beobachtet. Solange der Bursch kein bestimmtes Mädchen im Auge hat, steht ihm das Recht zu, vor jedes Fenster zu gehen, und ein Reicher wird kaum abgefertigt werden[12]. Es gibt Schnuderbuben, die schon während der Unterweisung oder gleich nachher aus Prahlerei in allen Gaden herumschnausen, obwohl sie noch «nicht über drei Mäss Krüsch wegsehen können»[13]. Ebenso wechseln die Mädchen die Kilter, nehmen manchen nur zum Spass auf[14]; allerdings stehen die «Schleipfen», welche nur «auf dem Ellenbogen schlafen»[15] und bei denen es zugeht wie in einem Taubenhaus[16], in schlechtem Ruf. Dirnen werden gemieden; denn keiner will die

---

[1] 2, 229f. [2] Id 2, 115f.
[3] Handschriftlich zu 2, 229f., abgedruckt bei Vetter, Beiträge 180.
[4] 2, 209. Vgl. P. Geiger, Schweizerische Kiltsprüche, SAVk 18 (1914) 121ff.
[5] 4, 168f. [6] 3, 69; ähnlich 2, 193. [7] 5, 25; 16, 143 (Dursli).
[8] 12, 400. [9] 3, 51. [10] 3, 69. [11] 3, 66. [12] 12, 400.
[13] 1, 175f.; 2, 244; 4, 14. [14] 2, 209. [15] 1, 176; 4, 37. [16] 4, 11.

Suppe ausfressen[1]. Dagegen werden die vornehmen Bauernhäuser geradezu umlagert. Haufenweise stellen sich an Samstagabenden die Freier ein[2]. Man geht auch in die Nachbardörfer und auf die Höfe der Umgebung kilten; diese Gänge sind aber der Nebenbuhler wegen mit Gefahren verbunden[3]. Ohne bestimmte Liebschaft an anderen Tagen als am Samstag kilten zu gehen gilt nicht als ziemlich[4].

Beim Kilten steigt der Bursch auf die Laube oder Holzbeige[5], «döppelet»[6], «hoschet»[7] an des Mädchens Kammerfenster und sagt seinen Kiltspruch her, und wenn er hintenaus ist, fängt er wieder von vornen an[8]. Nicht geraten ist es, dem Klopfenden keine Beachtung zu schenken: Oft geschieht es, dass dann Liebhaber die Fenster einschlagen, die Gadentüre zertrümmern[9]. Das Mädchen geht also das Läufterli öffnen und fragt, wer draussen sei[10]. Auf die Antwort des Burschen hat es die Wahl, ihn geziemend abzuweisen. Ein anständiger Kilter wird sich den Einlass nicht «durch wüstes Tun» erzwingen[11] und geht dann «z'leerem» heim[12]. Manchmal spricht das Mädchen aus dem Fenster mit dem Draussenstehenden, lässt sich wohl auch küssen – «wenn es Knupe (Eiterbeulen) gäbte von jedem Müntschi, es kriegten viele Meitschi gspässige Gesichter»[13]. Im allgemeinen lässt es den Burschen in die dunkle Kammer, «wenn es nicht schon jemand drinnen hat»[14]. Spinnt sich ein Einverständnis an, so wird der Liebhaber nun regelmässig am Samstag kommen[15], aber auch «unter der Woche»[16], ja vielleicht jeden Abend[17]. Aus Rücksicht auf übelwollende Hausbewohner kann er sich vielleicht nur durchs Fenster unterhalten, wie sehr er auch verspricht, leise zu machen und «ordentlich» zu tun[18]. Sonst wird er eingelassen. Eine Bewirtung der Kilter scheint nicht die Regel gewesen zu sein[19]. Es wird deutlich, dass jeder Kilter, nicht nur der Verlobte, das Recht hat, nachdem er sich der Schuhe entledigt, sich auf das Bett zum Mädchen zu legen[20]. Im allgemeinen stört niemand die beiden, «nicht Vater, nicht Mutter, nicht die Welt, selten Gott, öfters die Vorsicht und die Rücksicht»[21]. Es kann sein, dass ein Kilter bis zum aufsteigenden Morgen stillschweigend bei dem Mädchen liegt[22]; gewöhnlich wird die Zeit des Zusammenseins am Fenster oder im Gaden mit Liebesgesprächen und dem Schmieden von Zukunftsplänen verbracht, oft für den Sonntag oder nächsten Markt «ein Bstellts» (eine

---

[1] 2, 251. [2] 18, 73 (Christen). [3] 7, 58; 10, 143. [4] 4, 7. [5] 2, 209.
[6] 16, 105 (Dursli). [7], [8] und [9] 17, 137 (Elsi). [10] 1, 174.
[11] 1, 176; 12, 433. [12] 2, 211. [13] 12, 434. [14] 2, 201.
[15] 18, 73 (Christen). [16] 1, 180; 2, 210. [17] 16, 107 (Dursli).
[18] 12, 433. [19] Andeutungen 1, 129. 131. 217.
[20] 2, 199; 213; die Leute reden offen davon, etwa 1, 129; 2, 184. 210.
[21] 2, 202. [22] Drastisch 2, 199.

Verabredung) gemacht[1]. Liebende erzählen einander «in herzlicher Traulichkeit» ihre Schicksale, ohne dass von Königin des Herzens, Licht der Seele, überhaupt von Liebe und Heirat die Rede ist[2].

Solche Verhältnisse können jahrelang dauern[3] und bleiben natürlich nicht lange verborgen[4]. Am freiesten können sich die ledigen Söhne und Töchter benehmen, wenn sie nicht im Hause selbst, sondern im Stock, im Stöckli schlafen[5]; in der Regel haben sie aber ihr Lager in einem Gaden des Bauernhauses. Diese Häuser sind alle «ringhörig», Bauern schlafen mit offenen Augen wie ein Hase, und jede Bäuerin hört mitten im Schlafe, was in Stall und Gaden sich rührt[6]. Die Töchter und Mägde haben ihre Kilter mit Wissen der Eltern und Meister. Am Tisch wird darüber geschwatzt[7], in der Nachbarschaft[8], von den Weibern auf dem Kirchweg[9], auch von den älteren Schulmädchen[10]. Meistersleute greifen ein, wenn sie Liebschaften der eigenen Diensten untereinander entdecken[11], Eltern, wenn der Freier unerwünscht ist. Da steigt etwa der Vater durch das Loch, das sich über dem Stubenofen befindet, aus der Wohnstube oder dem Stübli ins Gaden herauf, zündet dem Missliebigen mit der Stallaterne hinaus und droht ihm beim Wiederkommen mit Brunntrog und Mistgülle[12]. Um besser lauschen zu können, lässt die Schwester eines Mädchens das Ofenloch offen, streckt, wies ihr zu gefährlich wird, den Kopf ins Gaden herein und scheucht den Kilter vom Fenster[13].

Zu scheuen sind aber vor allem die Nachtbuben, die im Dorf herumschwärmen, etwa schauen gehen, ob die oder jene einen Kilter habe[14], oder sich einen Spass daraus machen, Kilter «auszunehmen»[15]. Dann geschieht es, dass einer mit vorgestreckten Ellbogen den andern einige Male überschiesst, ihn jagt wie ein Hund den Hasen, ihn mit Kameraden zum Brunnen schleppt[16]. Dazu kommen eigentliche Nebenbuhler. Wer beim Mädchen den kürzeren zieht, rächt sich wohl auch; dann gibt es zerbrochene Fenster, zerschlagene Türen[17].

Ist schon hier eine gewisse gegenseitige Beaufsichtigung sichtbar, so wird sie in andern Fällen noch deutlicher. Ein Mädchen, das Verräterei übt, eine heimliche Liebschaft ausplaudert, läuft Gefahr, dass ihm der Liebhaber alle Abend einen Trupp Nachtbuben, «um uns zu plagen», vors Haus bringt[18]. Als Hüter der Sitte treten die Nachtbuben auf, wenn sich einer mit einem übelbeleumdeten Mädchen einlässt[19].

---

[1] 2, 211. [2] 1, 180. 185. [3] 16, 105 (Dursli).
[4] 1, 180. [5] E 1, 98. [6] 12, 432. [7] 1, 188. 193. [8] 2, 210.
[9] 2, 184. [10] 2, 249. [11] 4, 100. [12] 2, 213. [13] 12, 366f.
[14] 2, 244; 4, 169. [15] 2, 209. [16] 2, 244. [17] 1, 189.
[18] 12, 467f. [19] Das Folgende nach 2, 255ff.

Die Burschen überwachen seine Schritte, lauern ihm auf und machen einen Lärm im ganzen Lande. Der unglückliche Schulmeister wird an einem Sonntagabend mit dem Mädchen in der Stube des verrufenen Hauses überrascht; klirrend stürzt das Fenster herein, ihm nach springen sechs Kerle, trinken den Rest des aufgetragenen Weines aus, und zwei packen den Übeltäter unter den Armen. Auf dem Weg zum Dorf halten sie ihm «Galgenpredigten», etwa: ob er zuerst Kindbetti oder Hochzeit halten wolle. Unter Sang und Klang schleppen sie den sich Sträubenden durchs Dorf, wo die halbe Einwohnerschaft das Schauspiel geniesst. Der Fehlbare muss sich vor dem Pfarerr verantworten[1], und die Schulbuben spielen den nächtlichen Zug als Spektakelstück[2]. In den Wirtshäusern und auf den Märkten schwatzt man davon; sogar ein Spottlied wird gemacht und allenthalben gesungen[3].

Der Kiltgang erscheint als Brauch und Missbrauch. In den Klassen, die etwas zu verlieren haben, ist er ehrbar und sittsam, und es waltet eine Enthaltsamkeit, von der sich Stadtherrchen keinen Begriff machen können[4]. Ein so 'adeliges' Mädchen wie Anne Mareili in 'Geld und Geist' lauscht in den Nachtwind hinaus, ob nicht der Geliebte komme[5], und der vornehme Christen verbringt nach dem Besuch bei 'Sunnebures' die Nacht selbstverständlich bei der Erkorenen[6]. In den ärmeren Klassen dagegen gestaltet sich das Kilten wüst und zügellos und wird zu einem Krebsschaden für das Land[7]. Auffällig häufig ist Schwangerschaft vor der Hochzeit und erregt in vielen Kreisen kein besonderes Aufsehen[8]. Es gibt Mädchen, die einem Manne zu Willen sind, um dadurch zur Ehe zu kommen[9]. Der Bursche heiratet im allgemeinen das Mädchen[10], und schnell wird 'verkündet'. Ein Uneheliches zu haben ist eine grosse Schande; Eltern drohen der Tochter dr Gring abzschrysse[11]. Vaterschaftsklagen vor dem Chorgericht sind sehr häufig[12]; dort kann es zum Eid kommen.

Als Gemeinschaft treten die Burschen schliesslich auf, wenn einer der Ihren in den Ehestand tritt, bei der Hochzeit. «Man muss immer froh sein, wenn die Buben mal ländten; haben sie einmal eine manierliche Frau, sind sie dem Teufel schon halb entronnen»[13]. Die junge

---

[1] 2, 273ff. [2] 2, 287f. [3] 2, 308.
[4] 2, 202. [5] 7, 147. [6] 18, 89 (Christen). [7] 2, 202.
[8] 3, 86; krass 4, 377f.; 16, 55 (Fünf Mädchen). Zur ganzen Frage z.B. R. Hunziker, Aus Jeremias Gotthelfs Vikariatszeit, Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1917, 144. – Ausführlich Muschg, Gotthelf 404.
[9] 2, 201. [10] 1, 9; 16, 107 (Dursli). [11] 16, 55; ähnlich 15, 108 (Armennot).
[12] Nach Muschg a.O. hat Gotthelf als Aktuar der Chorgerichte von Herzogenbuchsee und Lützelflüh mehrere hundert Vaterschaftsklagen aufgezeichnet.
[13] Worte der Ammännin 12, 479; ähnlich 10, 308.

Burst muss vor dem Hochzeitstag durch einen Trunk[1] oder sonstwie zufriedengestellt werden[2]. Die Bursche[3] oder auch Knechte und Taglöhner[4] ehren am Vorabend das Brautpaar durch Schiessen mit Mörsern, 'Katzenköpfen'. Ausnahmsweise wird auch einem Auswärtigen zu Ehren geschossen[5]. «Wenn Brönz zum Pulver kömmt»[6], gibt es Unglücksfälle. Die Schützen gehen nachher ins Wirtshaus. Dem «Herzog der Nachtbuben» schiessen sie am Vorabend und am Hochzeitabend, und der Bräutigam lässt sich den Wein nicht reuen[7]. Während des Hochzeitszuges wird etwa mit Pistolen geschossen[8]. Einmal ist kurz das 'Spannen' erwähnt; der Schulmeister und seine Braut brechen frühmorgens einzeln auf und treffen einander ausserhalb des Dorfes, damit man sie «nicht etwa aufhalte mit Seilen oder Stangen, um Lösgeld zu erhaschen»[9]. Neben dem freundschaftlichen Schiessen werden etwa auch wüste Töne aus Kuhhörnern vernommen zu Hohn und Spott; Feindschaft, verschmähte Liebe kann der Grund einer solchen «Trosselfuhr» sein[10]. Einem Mädchen, das mit einem Burschen nur ds Gspött treibt, muss, wenn es einmal heiratet, «ghornet, gchlepft, ta sy, dass es e grüsligi Sach syg»[11]. Eine Trosselfuhr hat namentlich zu gewärtigen, wer es unterlässt, den ledigen Burschen rechtzeitig Wein zu zahlen[12]. Gebrandmarkt zu werden verdienen am Hochzeitstag auch die Bräute, die, «nicht Frau, nicht Mädchen», den Jungfernkranz tragen; Spreuer sollte man vor ihnen her bis zur Kirche streuen und Spreuersäcke schwenken hinter ihnen und vor ihnen[13]. Am Abgehen ist zu Gotthelfs Zeit das «Niedersingen» der Brautleute[14]. «Ein Niedersinget wie lang nie» soll aber am Ehrentage Jakoblis und Meyelis nicht fehlen[15].

---

[1] Siehe unten Anm. 12. Vgl. Id 2, 1679ff. [2] 18, 103 (Christen). [3] 12, 489. [4] 4, 367. [5] 5, 395f. [6] Ebenda. [7] 12, 489. [8] 20, 286 (Michel). [9] 3, 83. [10] 4, 367; 12, 489; 20, 285. [11] 7, 346f.

[12] Vetter, Beiträge 254: Da wird dann einige Abende vor der Hochzeit ein Höllenspektakel gemacht «mit Hörnern, Peitschen, Tschäderen, Bännen voll Steinen, kurz mit jeglichem Ding, das wüst geht und wüsten Lärm macht». [13] 3, 86.

[14] 2, 203; vgl. Id 7, 1202f. – Gotthelf zählt es 4, 36 zu den Hudleten. – Visitationsbericht Utzensdorf 1824: Niedersingeten sind nicht mehr eigentlich für die Hochzeitleute da, und der Bräutigam zahlt keinen Wein mehr. Sie sind einfach ein Anlass, eine Nacht lang zu tanzen und zu trinken, dazu die Quelle grösster Unsittlichkeiten (Hunziker, Der junge Gotthelf 25). [15] 5, 345.

V. Schlusswort: Gotthelf und das Volkstum

Auf eine 'Zusammenfassung von Ergebnissen' wird verzichtet; dafür soll zum Schluss das Bild vom Volksleben, so wie es Gotthelf mit den Mitteln des Epikers entworfen hat, durch einige der zahlreichen persönlichen Bemerkungen, Erörterungen, Urteile vertieft werden, die sich in seinen Schriften und Briefen auf unseren Fragenkreis beziehen. Sie zeigen in all ihrer Subjektivität, dass des Dichters Verständnis des 'volkstümlichen' Menschen über alle Wissenschaft weit hinausgeht.

Zuerst muss festgehalten werden: Gotthelf ist nicht ein blinder Lobredner des Volkstums. Gemeinschaft, Überlieferung und Brauch erscheinen in seinem ganzen Werk zwar als die grossen formenden Mächte des Volkslebens, nicht immer aber als an sich positive Werte, so wenig wie ihre Gegenpole Individualismus und Fortschritt grundsätzlich abgelehnt werden. Vielmehr sind diese Grössen zunächst ambivalent, doppelgesichtig, wie alles Menschliche. Zum Beispiel kann sich die volkstümliche Art, das Eigene selbstverständlich für das Beste zu halten, in bornierter Selbstgefälligkeit äussern[1], in dem unleidlichen Hochmut eines Sime Sämeli und seiner Frau, die den süssen Glauben teilen, «ihnen komme niemand im ganzen Kanton gleich»[2] – oder aber in jenem hochsinnigen Sichbescheiden, das Vreneli sagen lässt: «Mich dünkt gut, was ich habe»[3]. Dieses Doppelgesicht zeigt das Volksleben im gesamten. Es macht in der Darstellung Gotthelfs einerseits auf weite Strecken den Eindruck des Primitiven, des Ungeistig-Triebhaften. Wer sich nach dem allgemeinen Brauch richtet, lebt, «wie eine Gans der andern nachwatschelt»[4]. Es scheint noch keine Individuen zu geben, nur Gruppen, nur Herden: Eine Reihe schnäbelnder und schnäderender Mädchen gleicht einem Zug von Schneegänsen[5], die Dorfweiber wimmeln durcheinander wie Bienen oder Ameisen[6]. Anderseits kann Gotthelf als Kronzeuge dafür angerufen werden, dass Gemeinschaft, Überlieferung, Brauch individuelles Leben nicht ersticken, vielmehr Vorbedingung für sein Gedeihen sind. Die vielen unverwechselbaren Menschengestalten, die uns aus seinen Werken entgegentreten, sind Beweis dafür: etwa Harzer Hans, ein lebendiges Beispiel für das, was es heisst, «Gott und den

---

[1] 2, 179; 7, 248: Die Leute im 'Dorngrüt' sind überzeugt, «was sie schön düech, sei schön». [2] E 1, 86. [3] 11, 162; ähnlich 13, 425. [4] 17, 267 (Koppigen).

[5] 9, 123; ähnlich 12, 348.

[6] 12, 441. So zeichnet den «primitiven Gemeinschaftsgeist» H. Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde (1922) 56ff., z.B. 58: «Der primitive Mensch ist also ein sozial gebundenes Herdentier».

Menschen hassen»[1], und daneben der andere Erbvetter, Hans Joggeli, der weise Mann «in seiner ruhigen, aber stetigen wortlosen Güte»[2], «Herr seiner selbsten, darum auch Meister über andere»[3]; oder Anne Bäbi, das es gut meint, «aber uf sy Gattig»[4], und seine Schwiegertochter Meyeli – «es hatte das göttliche Lachen und Weinen noch beisammen»[5].

Dieses Volksleben, das in seinem bunten Reichtum den Dichter Gotthelf entzückt hat, ist nun freilich von dem Volkserzieher um so entschiedener gewertet worden. Schlüssel für das Verständnis seiner Haltung ist – wie wäre es anders möglich – sein christliches Grundverständnis des Menschen[6]. Letztes Ziel der Menschheit ist die Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden. Was ihm näherbringt, ist zu bejahen, was von ihm entfernt, zu verwerfen. Mit diesem Maßstab hat Gotthelf zeit seines Lebens die Mächte des Volkstums gemessen; an ihm allein offenbart sich ihr Wert oder Unwert. Es hängt mit des Dichters Erfahrungen und mit seiner inneren Entwicklung zusammen, dass er die Tauglichkeit des Volkstümlichen für den Bau des Reiches Gottes in späteren Jahren ganz anders eingeschätzt hat als in seiner Frühzeit.

Dem jungen Geistlichen Albert Bitzius kommt das Volksleben wie ein verwahrloster Acker[7], wie ein ungeheurer Sumpf vor. «Die gute alte Zeit»[8] muss durch eine Bewegung, die «Leben bringt in die tote Masse»[9], überwunden werden. Als überzeugter Fortschrittsmann und aufgeklärter Christ schliesst er sich der Revolution von 1830 an; denn diese, von der Vernunft begonnen, ist ihm «ein neuer schlagender Beweis gegen die, welche behaupten wollen, die Welt werde immer schlimmer»[10], ja geradezu «ein Zeugnis, dass das Zeitalter des Geistes naht»[11] – ein Zeitalter der christlichen Freiheit und Gleichheit[12]. Die bessere Zeit kann heraufgeführt werden durch eine christliche Volksbildung, die den wahren, den christlichen Fortschritt[13] verbürgt. Das Volk – er kennt es als «die Ungebildeten, die zwar von der Natur abgewichen, aber noch nicht durch Cultur zu derselben zurückgekehrt sind»[14] – erwacht, «ist aber noch schlafsturm und weiss nicht recht, auf

---

[1] 19, 267. [2] 19, 222. [3] 19, 235. [4] 5, 7.
[5] 6, 50. [6] Siehe S. 127ff.
[7] Der Dichter braucht das Bild von den wilden Äckern und von dem Manne mit dem Schälpflug im Hinblick auf den 'Bauernspiegel': Vetter, Beiträge 20f.
[8] Ironisch gebraucht 1, 82; 2, 79. [9] E4, 95. [10] E4, 94f.
[11] Rede am Verfassungstag 1834 (W. Muschg, Gotthelfs Werke [1948ff.] Bd. 20,114).
[12] Vgl. zum Beispiel die Feldpredigt über die Freiheit: E3, 209ff. (Sissach 1831) und den Vortrag 'Christliche Freiheit und Gleichheit in Vergangenheit und Gegenwart' (1833): E12, 193ff. [13] 3, 67. 296f. 299f. [14] Hunziker, Der junge Gotthelf 23.

welcher Seite es aus seinem vertroleten Bette kann»[1]. Ihm auf die Beine zu helfen «durch eine vernünftige, nicht gelehrte, aber menschlich christliche Bildung»[2] ist die grosse Aufgabe der Lehrer, des wichtigsten Standes im Staate, in dessen Händen die bessere Zeit liegt[3], und der Geistlichen, wenn nämlich diese «das Erwachen dieser Zeit erkennen, dieses Erwachen heiligen»[4], statt «ein Anhängsel der Aristokratie» zu bilden[5]. Der feurige Reformer muss die Volksart als feindliche Macht empfinden. Er fühlt, dass «das rohe, in Misstrauen und alten Vorurteilen befangene Volk»[6] nicht gewissermassen über sich selbst hinausgehoben werden will. Der Teufelsglaube: «Es wird scho gah, wies gah soll», vereitelt jede Verbesserung[7]. Seine Gemeinde Lützelflüh, «seit langem gewohnt, ungestört ihren Missbräuchen zu leben», ist zwar für gewöhnlich in mehrere Parteien gespalten, aber im «Widerwillen gegen jedes Einwirken» eines Dritten sogleich einig[8]. Er, der die städtische Aristokratie seit je gehasst und bekämpft hat, ihren Familien- und Ahnendünkel lächerlich findet[9], trifft auch auf dem Land «ein aristokratisches Element..., lässig, verkappt wie der Esel in der Löwenhaut»[10]. An Gebräuchen sieht er nichts als Missbräuche, die Tanzwut[11], das Minorat[12], den Kiltgang. Am meisten zu schaffen macht ihm das zum Formalismus versteinerte Christentum des Volkes. Im Grunde regiert der Aberglaube und nicht der Glaube die Leute[13]. Aber Gotthelf nimmt den Kampf auf; «es giltet... die Entsumpfung der Seelen des Emmentals»[14].

Zwei Erfahrungen, die einander ergänzen, haben den Dichter mit den Jahren anders sehen gelehrt. Eine sehr schmerzliche: Die Regenerationsbewegung der dreissiger Jahre löst wohl das Volk aus alten Bindungen, verwirklicht aber das Postulat der christlichen Bildung nicht. Der aufkommende Rechts- und Wohlfahrtsstaat lässt sich nicht vom Geist Gottes lenken, sondern vom Zeitgeist[15]. Dieser ist unchristlich, «ein abgöttischer Geist, der sich selbst zum Götzen macht»[16], und zugleich unvolkstümlich; denn «das Berner Volk hat Religion»[17],

---

[1] E4, 95. [2] Ebenda.

[3] Rede am Verfassungstag (siehe S. 197 Anm. 11) 122.

[4] E4, 163 (an das Erziehungsdepartement betreffend die Feldprediger).

[5] E12, 208. [6] Hunziker, Der junge Gotthelf 37. [7] 23, 16f.

[8] Aus den Visitationsberichten für 1833 und 1834 (G. Tobler, Gotthelfiana, in: Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1906, 30ff.).

[9] «An toten Namen klimmen sie empor wie der Affe am Kamel ...» (2, 294).

[10] E4, 114. [11] Hunziker, Der junge Gotthelf 25. [12] 15, 116 (Armennot).

[13] 3, 162; G. Tobler a.O. 34 (Jahr 1836). [14] E4, 155.

[15] Zum Wort z.B. 13, 127. 208f.; zur ganzen Frage eingehend P. Baumgartner, Jeremias Gotthelfs Zeitgeist und Bernergeist, passim. Fehr, Bild des Menschen 231ff.

[16] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 142 (aus 'Ein Wort zur Pestalozzifeier'). [17] 13, 273.

der «radikale Unsinn» aber will es «mit unverdauten Ideen... notzüchtigen»[1]. Ohne den Kompass des Christentums führen Freiheit und Gleichheit[2], Fortschritt[3] und Kultur[4] in die Irre. Bildung und Aufklärung ohne Glauben sind «gar nichts als der Anstrich über ein Grab voll Moder und Totengebein»[5].

So wird das Volk jeder Stütze beraubt, betrogen. Die neue «Freiheit die ich meine!»[6] löst die Gemeinschaftsbindungen auf, und es entsteht «eine Gesellschaft, aus lauter selbständigen, gstabeligen Ichs zusammengesetzt»[7]. Die Grundlagen menschlichen Zusammenlebens, Ehe und Familie, geraten in schwerste Gefahr[8]; das öffentliche Leben, «das Vaterland» zählen allein. Die Dorfgemeinschaft vergisst die Verantwortung gegenüber dem Nächsten; in die Lücke tritt der mächtige Staat mit seinem «Tabellieren»[9]. Unversehens schlägt diese staatlich garantierte Freiheit in die ärgste Tyrannei um[10].

Ebenso fatal wie die unchristliche Freiheit wirkt sich die Gleichheit auf das Gemeinschaftsleben aus: Sie zerschlägt alle Ordnung – «heute ist das oben und morgen das Umgekehrte»[11] –, «bahnt (schliesslich) der Ordnung den Weg, wo der Stärkere Meister ist»[12]. «Das Mischlen, ... das lästerliche Nivellieren der Menschheit», bedeutet eine Gleichmacherei nach unten[13]. Die höhere Schulbildung[14] und der freie Wettbewerb erzeugen ein allgemeines Drängen aus dem Stand; gegen «die Erniedrigung des Dienens»[15] verwahrt man sich. Während der Bauer über die Achsel angeschaut wird[16], gibt eine fluktuierende Masse von Schreibern, Schulmeistern, Agenten und Pintenwirten den Ton an; ein verächtliches Halbherrentum wird gezüchtet – «e halbe Herr, e halbe Fötzel»[17]. Jeder Ampelistock fühlt sich zum Regieren berufen[18]; darum entbehren die neuen Regenten des Ansehens – Bündengschücher (Vogelscheuchen), Holderdoggle (Stehauf-Männlein aus Holundermark)[19]. Die falsche Auffassung der Gleichheit lässt die Frau

---

[1] E6, 70. [2] 8, 93 und 13, 7 zitiert der Dichter Galater 5, 13ff.

[3] Das radikale Schlagwort vom «entschiedenen Fortschritt» wirkt auf Gotthelf wie ein rotes Tuch: 9, 285. 378; 10, 285; 11, 296; 12, 73 usw.

[4] Kultur: N.N. «hat das verfluchte Wort Kultur gebraucht, was ich auf den Tod hin hasse» (E6, 44 an Hagenbach). [5] 13, 204f.

[6] 12, 361; ebenda: «Freiheit für die Sau»; ähnlich oft. [7] 13, 140.

[8] 11, 7f.; 13, 189. 264. 319. 459. [9] 14, 251; 15, 97. 175 (Armennot).

[10] E1, 294; ebenso 9, 250f. 400 und oft. [11] 10, 268. [12] 10, 265.

[13] E2, 114f. [14] 13, 422ff. [15] 9, 151. [16] 14, 290f.

[17] 12, 354; 'halbe Herren' erstmals schon 1, 311f. beschrieben; 13, 269; 14, 289f. Mit grausamer Lust gibt ihnen Gotthelf sprechende Namen: 'Herr' Böhneler (19, 321ff.), 'Herr' Gygampf, Bastian Krebsli, Samewel Grööggel, Josephli Guggus (21, 208. 261 Der Ball). [18] E2, 86f.; treffend 13, 77.

[19] 14, 166. Gotthelf malt sich die Zeit aus, da ein Galeerensklave Grossrichter, ein Ausgepfändeter Tagsatzungspräsident, ein Abdecker Kultusminister sein kann (10, 264).

nach Emanzipation rufen; sie wird zum Affen des Mannes, «nur um einen guten Teil böser und naschhafter»[1]. Widernatürlich ist auch «die Emanzipation der Jugend vom Alter»[2]. «Der Schnuderbube will schon ein Mann sein»[3]; in merkwürdiger Verblendung schreit alles nach «Milchschnäuzen»[4], und Männer nehmen von Kindern Gewohnheiten an[5].

Nicht weniger folgenschwer ist die Auflösung der Traditionsbindungen. Diese Jungen, die den 'entschiedenen Fortschritt' auf ihre Fahne geschrieben haben, verachten die Vergangenheit[6]. «Jeder Tropf meint, bei ihm solle die Geschichte erst anfangen, er sei der erste Mensch, der erste wahre Kulturstöffel»[7]. Das junge Geschlecht wird, nicht zuletzt durch eine 'bessere' Schulbildung, vom alten abgerissen[8]; «unsere Väter wussten nicht, was leben ist»; «alt ist alt, und der Pflug geht nicht immer im gleichen Loche, wie Grossätti und Ätti ihn geführt»[9]. Die äusseren Überlieferungsgüter werden verschleudert, 'zu Geld gemacht'[10]; auch der Staat hat Schulden statt Gulden[11], und «die Verschwendung (wird) in ein völkerbeglückendes System» gebracht[12]. Damit wird aber nicht nur die Vergangenheit verzehrt[13], sondern auch die Zukunft vorweggefressen[14]. In dieser Haltung, die ganz der volkstümlichen Art zuwiderläuft[15], erweist sich der Zeitgeist als ein Geist der Selbstsucht, daher der Vereinzelung[16]. Wie das materielle wird auch das geistige Patrimonium vertan. Die Zeit leidet an Gedächtnisschwund[17], woran nicht zuletzt die Schulen[18] und die Zeitungen[19] schuld sind. Der Brauch verliert seine Macht; denn «es gibt alle Jahre neue Bräuche»[20]; überhaupt werden sie durch die staatlichen Gesetze überflüssig. Aber diese bieten zweifelhaften Ersatz. Sie sind unvolkstümlich: Ihre «Massenhaftigkeit»[21] und ihr ständiger Wechsel[22] bedeuten eine «teufelsüchtige Schelmerei am Volke»[23], bringen nichts als Verwirrung. Hier lässt sich die andere Haupteigenschaft des Zeitgeistes fassen: Er ist «flüchtig und unbe-

---

[1] 12, 417; 13, 265; wichtig 15, 181ff. (Armennot). [2] 13, 180; scharf 9, 245f.
[3] 4, 99. [4] 10, 242; 6, 408; 13, 165. [5] 12, 117; krass 13, 389f.
[6] 18, 52 (Schlachtfelder). [7] 10, 319. [8] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 147.
[9] 13, 59f., vgl. dagegen oben S. 157. Ähnlich 11, 61f.
[10] 4, 306; 8, 238; 13, 144f. [11] Eindrücklich 10, 226f.
[12] 20, 392 (Seidenweber). [13] 12, 368. [14] 13, 301.
[15] Hans Schnell, der liberale Führer von 1830: Das Bernervolk, «dessen Tugend Einfachheit, dessen Charakter Sparsamkeit und dessen grösster Genuss Besitz ist» (zit. von E. Blösch [siehe oben S. 147 Anm. 5] 243f.).
[16] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 142. [17] 8, 317; 17, 77 (Schwarze Spinne).
[18] Ständiger Wechsel der Lehrbücher (Hopf 146ff.).
[19] «Wo alle Tage ein ander Gestürm darin ist, welches man vergessen hat, wenn man darüber weg ist» (13, 60). [20] 11, 62. [21] 8, 269.
[22] 14, 219. [23] 13, 105.

ständig»[1]. Das ganze Leben gerät in fieberhafte Bewegung; wer «der modernen Kulturbildung angehört,... muss alle Tage veraltete Ansichten wegwerfen,... wird ein Knecht der Unbeständigkeit»[2]. Von der Unrast ist eine kleine Spanne zum Ungenügen, das durch gewissenlose Politiker noch künstlich geschürt wird[3]. «Die Kranken am Zeitgeist» sind die immer Unzufriedenen, die die Weltordnung anbellen[4]. Sinnbild dieses haltlosen Lebens ist das Wirtshaus zur 'Gnepfi'[5] in 'Der Geltstag oder die Wirtschaft nach der neuen Mode', wo die Gemeinschaft zerfällt – Mann und Frau lauern auf den Tod des andern[6], wo die Überlieferung ihre Kraft verloren hat – «wer auf der Gnepfi lebt, der hat ein kurz Gedächtnis»[7], wo vor allem andern der Glaube tot ist – «sie dachten nie daran, dass sie im Leibe eine Seele hätten, geschweige dann, dass ein Gott im Himmel sei»[8]. Denn es ist Gotthelfs feste Überzeugung, dass der tiefste Grund aller Auflösungserscheinungen, dieses allgemeinen Geltstages, nicht diesseitiger Art ist. Er liegt in der «Emanzipation von Gott»[9], vom Dichter aufgezeigt in den biblischen Bildern des unsteten und flüchtigen Kain[10], des Turmbaus zu Babel[11].

Gotthelf hat es also erleben müssen, wie die Auflösung der alten volkstümlichen Lebensformen dem Christentum nicht etwa Vorschub leistete, sondern im Gegenteil die Abkehr vom Glauben begünstigte. Er kommt zur Erkenntnis, dass das Reich Gottes nicht am ehesten gefördert wird durch den Umsturz aller Verhältnisse.

Mit diesem erschütternden Erlebnis geht nun aber ein anderes Hand in Hand: das Hineinwachsen in das eigentliche Volksleben. Er lernt es jetzt mit anderen Augen sehen. Im Jahre 1847 rechnet er Lützelflüh «unter die ehrbaren Gemeinden, in welchen die trübe Flut der Zeit nicht den meisten Schlamm abgesetzt hat»[12], und in seinem letzten Amtsbericht schreibt er: «Schliesslich fühle ich mich zu der Erklärung gedrungen, dass ich mich glücklich fühle, Pfarrer in der Gemeinde Lützelflüh zu sein»[13]. Gemeinschaft, Überlieferung, Brauch werden von ihm in ihrer wahren Bedeutung erlebt.

Dem Menschen ist der Trieb zur Gemeinschaft eingeboren; er ist glücklich, wenn er einem Kreise angehört, der ihm Halt im Leben gibt[14]. Wie Pestalozzi sieht Gotthelf[15], dass alle Gesittung auf den

---

[1] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 142. Muschg, Gotthelf 355.
[2] Hopf 149f. [3] 13, 38f. [4] 14, 146; siehe auch 9, 163. 234.
[5] Gnepfi = die schwankende Lage, Schwebe (Id 2, 670f.). [6] 8, 117ff.
[7] 8, 317. [8] 8, 55. [9] 12, 371. Gut P. Baumgartner a.O. 147. [10] 8, 308.
[11] 13, 140. [12] G. Buchmüller (siehe oben S. 188 Anm. 8) 193.
[13] Ebenda 199. [14] 11, 339. [15] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 141.

kleinen Gemeinschaften ruht: «Es ist nicht der Staat, nicht die Schule, nicht irgend etwas anderes des Lebens Fundament, sondern das Haus ist es. Nicht die Regenten regieren das Land, nicht die Lehrer bilden das Leben, sondern Hausväter und Hausmütter tun es»[1]. Auflösung der Familienbande ist das «Kennzeichen einer Fäulnis in der Gesellschaft»[2]. Die Ehe ist ein Beweis, dass «aus Tieren Menschen geworden»[3]. Wieder mit Pestalozzi erkennt er in der Frau und Mutter «eines Hauses Grund und Fundament»[4]. «Man spricht viel und verächtlich von Weiberregiment;... wo rechte Weiber sind, ist dies Regiment überall»[5]. «Das Haus ist die Pflanzschule künftiger Geschlechter»[6]; «im Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterlande»[7]. Diese Strahlungskraft des kleinen Kreises hat der Dichter mit besonderer Liebe dargestellt. Er kennt Bauernhäuser, die für eine Gegend gleichsam eine vielhundertjährige Schirmtanne auf hoher Weide sind[8]; Bauernfrauen, einem warmen Ofen im harten Winter ähnlich, den jeder aufsucht, dem es schaurig wird in der kalten Welt[9]. Nach dem Vorbild der Familiengemeinschaft sollten Gemeinden und Staat eingerichtet und regiert werden. Voller Stolz vergleicht Gotthelf den Kanton Bern, sein «teures Vaterland»[10], mit einem guten Hof[11]. Gemeinden sind am besten von «Gemeindevätern» geführt, die in patriarchalischem Ansehen den Frieden fördern[12], an die Spitze des Staates gehören Landesväter[13]. In der kleinen Gemeinschaft kann der Einzelne – der Dichter weiss um seine Wichtigkeit[14] – die ihm gebührende Stellung einnehmen. Darum ist der Kleinstaat, wo das Volk «eine grosse Familie» bildet[15], der beste Staat. Im Großstaat fragt man dem Einzelnen nichts nach, da wird «die Ausführung einer Staatsidee Zweck des irdischen Lebens. Wer weiss, ob nicht in Meere von Blut die Vernachlässigung des Einzelnen über die Überhebung des Staates als eine weltgeschichtliche Torheit eingegraben wird, und zwar bald?»

Gegenüber der «gleichmachenden Richtung der Zeit»[16] tritt dem Dichter überall eine naturhafte Ungleichheit entgegen: «In der ganzen Natur (ist) keine Gleichheit, kein Baum... wie der andere, keine Kuh wie die andere, kein Gesicht wie das andere»[17]. Eine ständische Schichtung ist unvermeidlich; «die Hauptsache ist die, dass einer in seinem Stande feststehe»; wer über seinem Stande steht, der schwebt

---

[1] 7, 366. [2] 20, 321 (Seidenweber). [3] 15, 113 (Armennot).
[4] 7, 162; 11, 203: «die Haussonne».
[5] 12, 416f.; vgl. die wichtige Briefstelle E6, 17f.
[6] 16, 14f. (Fünf Mädchen). [7] 15, 301 (Eines Schweizers Wort). [8] 11, 24.
[9] 11, 284. [10] 13, 8. [11] 14, 43f. [12] 14, 282.
[13] 14, 242; 16, 127 (Dursli). [14] Vgl. etwa 15, 311f. (Eines Schweizers Wort).
[15] 16, 127f. (Dursli), ebenso das Folgende. [16] 9, 494. [17] 9, 252.

in der Luft und wird fallen[1]. Aus der Ungleichheit ergibt sich eine Rangordnung; selbst bei den Kühen im Stall hält man auf sie und stellt die schönsten nach vorne[2]. Nicht nur der Kanton Bern ist durch und durch aristokratisch[3], «im Grunde des Herzens sind alle Menschen Aristokraten»[4]. Die unteren Schichten empfinden die Lebensart der obern als vorbildlich und suchen sich ihre Errungenschaften anzueignen. Gotthelf hat diese (volkskundlich so wichtige) Tatsache des sinkenden Kulturgutes mit grösster Klarheit erfasst: «Das Wetter kommt immer von oben»[5]; «es gibt Übergänge in der Weltbildung, welche alle Stände mehr oder weniger durchlaufen müssen»[6]. Neues ersinnen und erfinden Genies, aber die Mehrzahl wird erst in hundert Jahren etwas von der neuen Wahrheit wissen[7]. So geht es in der Medizin: Was eine Zeitlang die Gelehrtesten getrieben, kommt über die Gelehrten und Halbgelehrten endlich «unter das Volk, unter den Pöbel, zu den Quacksalbern und Hebammen» und wird da hängen bleiben. So geht es auch mit den Moden; die steigen von den Hofdamen hinunter bis zu den Kellermägden[8].

Ebenso tief wie die Gemeinschaft wirken Überlieferung und Brauch. Die Gewohnheit übt über die animalische Natur eine mächtige Kraft aus[9]. «Das Volk liebt das Einförmige, Bekannte, Bleibende, und zwar in seinem ganzen Lebenskreise, in Sitten und Speisen, Büchern und Gesängen, Häusern und Bekannten, kurz in allem. Diese Eigentümlichkeit liegt in der Natur aller Kernvölker»[10]. Ohne sie würde die Neuerungssucht «in vierzehn Tagen mit Menschen und Vieh, mit der ganzen Erde überpurzeln»[11]. Überwältigend ist die Macht des Geschichtlichen. «Geschichtliches Dasein (historische Existenz) ... ist das Vorrecht der Menschen»[12]. Die Menschheit ist nichts anderes als «eine grosse Heeressäule, die dem Grabe entgegenwandert»[13]. Jeder macht Geschichte; selbst der arme Weber, den man vergisst, kaum dass die Grasdecke über seinem Grabe fest geworden ist, webt auf Erden an seiner Zetti fort[14]. Jeder hat Anteil an einer ungeheuren Erbschaft. Das Erbe der Vorfahren gleicht einem grossen Berg, auf dem die Nachkommen sitzen. Ohne die Gestorbenen wären wir «nichts als nackte Wilde in düstern Sümpfen und Wildnissen»[15]. Dieses menschliche Elementargefühl wird in der Familie zum historischen Bewusstsein; durch festes Besitztum oder eine bedeutende Persönlich-

---

[1] 9, 63. [2] 20, 200 (Michel). [3] 12, 259. [4] 11, 145. [5] E6, 333.
[6] 3, 333. [7] 6, 248. [8] 6, 90; vgl. Weiss, Volkskunde 40f. [9] 12, 78.
[10] 10, 195. [11] 15, 190 (Armennot). [12] 13, 145. [13] 7, 356. [14] 3, 182f.
[15] Die ganze Stelle nach 18, 44f. 48 (Die Schlachtfelder). Siehe auch K. Meuli, Schweizer Masken (1943) 44f.

keit erhält sie einen Namen, eine Vergangenheit – und damit auch eine Zukunft. Das Tier kennt weder Vergangenheit noch Zukunft; ihm ähnlich hat der Massenmensch keinen Namen, kein historisches Dasein[1]. In Geld und Besitz, erst recht «in edlen Vorfahren, in einem ehrbaren Familiennamen (liegt) eine Kraft für das gegenwärtige Geschlecht»[2]. Nicht zufällig hangen Bauern als Besitzende und Frauen[3] als Hüterinnen der Familie besonders am Alten. Dieser «echt konservative Sinn», der den Kindern das Haus wahret, wird dem kommenden Geschlechte das Vaterland wahren[4].

Wie tief diese Formkräfte des Volkslebens in der menschlichen Natur begründet sind, beweisen dem Dichter seine Gegner, die Anhänger des entschiedenen Fortschritts. Diese Menschen, «die das Volk nicht kennen, auch wenn sie aus dem Volke sind»[5], und die des törichten Glaubens leben, «Sitten, Denkweise eines Volkes (liessen) sich umgestalten mit einigen Winken von grünen Sesseln aus»[6], müssen es erfahren, dass das Volksleben keine Tafel ist, «die man beschmieren oder abwaschen kann nach Winken von Oben oder Unten»[7]. Noch mehr, sie unterliegen selber dem ehernen Gesetz. Anstelle der früheren Ständeschranken bringt die Demokratie nach 1831 nicht die 'Gleichheit', sondern neue Scheidung: Aus dem Volk ist eine neue Klasse emporgewachsen, die sich nicht mehr zum Volke rechnet[8], bestehend aus Beamteten, Gewerbsleuten, ... eine neue Aristokratie[9]. Anstatt des einstigen starren Rückschrittsglaubens beherrscht sie eine ebenso uneinsichtige Fortschrittsgläubigkeit[10], die mit Schlagwörtern wie «Morgenröte der Freiheit» ficht[11]. In «blindem Autoritätsglauben» werden diese nachgeplappert[12]; aber gar bald reden auch die «Neugierigen» von der bösen Welt, die immer schlechter wird[13], und führen bei passender Gelegenheit Worte wie 'Brauch' oder 'üblich und bräuchlich' im Mund[14]. Und was Fortschritt gewesen, wird gar bald zur Mumie. Eben noch hat man zum Beispiel über «das tötende mechanische Einerlei der alten Schule gen Himmel geschrien und versteinert jetzt Pestalozzis Anschauungslehre zum schauderhaftesten Lirum Larum»[15]. Es bestätigt sich darin eine Grundauffassung Gotthelfs, dass nämlich «das Alte in den verborgenen Tiefen der Seele

---

[1] Die ganze Stelle nach 13, 145. Siehe S. 153. Treffende Kennzeichnung der Masse: 10, 239. 255. [2] 23, 338f.; ähnlich 10, 61; 15, 117 (Armennot). [3] 13, 325.
[4] 8, 234. [5] E 13, 172. [6] 24, 160.
[7] Buchmüller a.O. 197; ähnlich schon 1, 279. Ferner 15, 127 (Armennot): «Zweihundertjährige Sitte lässt sich nicht abschaffen wie ein altes Ruhbett.»
[8] 15, 286 (Eines Schweizers Wort). [9] 1, 292; Aufzählung des 'jungen Adels': 13, 256.
[10] Weiss, Volkskunde 18. [11] 20, 24 (Dorbach); ähnlich 13, 153. 155. [12] 9, 246.
[13] 12, 60f.; E 1, 206. [14] 13, 161. 180. [15] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 146.

(bleibt), wenn auch die Welt scheinbar neu wird»[1]; dass überhaupt die Gestalt der Welt vorübergeht, das Menschenherz aber sich gleich bleibt für und für[2].

Wenn ein Gewitter naht – so fasst der Dichter seine Erfahrungen mit dem Volk einmal in einem gross geschauten Bild zusammen – sieht man auf den Wiesen die Wässerbauern in den währschaften Röcken und Hüten ihrer Grossväter hantieren, von ferne ein uralt, längst zu Grabe gegangenes Geschlecht, aus der Nähe betrachtet jedoch bekannte Gestalten, «deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten»[3]. So geborgen fühlt sich der Volksmensch in Gemeinschaft, Überlieferung, Brauch und Sitte.

Entschieden wie Ankenbenz in 'Zeitgeist und Bernergeist' hält es also Gotthelf mit den «gesessenen Leuten»[4]. Nicht bloss als romantisierender Volkstumspfleger, auch wenn er die alten hölzernen Milchbränten gegen die neumodischen blechernen verteidigt[5]; und nicht einfach als politischer Reaktionär, wenn schon er im 'Schuldenbauer' schliesslich den Junker vom 'Stierengrind' als Retter in der Not auftreten lässt[6]. Er sagt zu seiner Bauernwelt ja, weil er sie durch das Christentum geadelt sieht[7]. Bernergeist bedeutet ihm keineswegs nur den Geist des 'natürlichen' Volkstums; zu gut kennt er die Mächte des Blutes[8], weiss, wie sehr der alte Boden der Veredlung bedarf[9]. Das eigentliche Leben des Menschen ist sein Verhältnis zu Gott[10], aber – das ist die entscheidende Einsicht des Dichters – dieses Leben in Gott wird nicht durch eine bestimmte «Heilsordnung»[11] erwirkt, «nicht durch besondere Gesellschaften, Missionen, Formeln etc.» dargestellt, sondern «durch das Leben selbst»[12]. «Das Weltliche und das rechte Geistliche sind viel näher beieinander, als die meisten Leute glauben»[13]. Bernergeist ist der auf dem Boden des Alltags sich bewährende Geist des Christentums[14].

So mit den Augen des Christen betrachtet, bekommt das Volksleben einen neuen, tieferen Sinn. Hinter den 'natürlichen' Ordnungen steht Gott: Gott will, «dass der Mensch betrachte die vergangenen Zei-

---

[1] 18, 307f. (Sintram). Das Alte wird mit der Zeit wieder neu: 19, 322 (Böhneler); ins Burleske gewendet 6, 248f.

[2] 17, 229 (Koppigen); ähnlich 251: Die menschliche Natur bleibt die gleiche «trotz allen Konstitutionen und Schulmeistern». [3] 11, 301. [4] 13, 33.

[5] 12, 76ff. [6] 14, 343ff.

[7] Zu dieser Synthese vgl. etwa Günther, Wesen und Werk 43; Muschg, Einführung 36; E. Buess a. O. 258.

[8] Muschg, Gotthelf passim. E. Buess a.O. 66: «Dieselbe Natur, welche die Ordnung sucht, steht in heimlichem Einverständnis mit dem Chaos». [9] 8, 101. [10] 13,37.

[11] 15, 208 (Armennot). [12] E 5, 91.

[13] 4, 376; ähnlich 381. [14] P. Baumgartner a.O. 199.

ten»[1]; Gleichheit ist gegen die Ordnung Gottes[2]; unser Herrgott hat die Menschen als Aristokraten geschaffen[3]; die Störung des Verhältnisses der Generationen rächt sich; denn «die Ordnung Gottes lässt sich nicht ungestraft verkehren»[4]. Die volkstümliche Trägheit ist von «Gott geordnet»[5], die Liebe des Volks für das Einförmige, Bleibende ist von Gott in die Natur der Kernvölker gelegt, «und wer es aus der Natur tun will, frevelt»[6]. In dieser Eigenart ist keimhaft vorgebildet ein höheres Verlangen: «Es sehnt sich unser Geist nach einem Festen und Bleibenden, nach einer Heimat, wo kein Wandern, kein Wechsel mehr ist»[7]. Von Gott geordnet sind in besonderem Masse die Gemeinschaften der Ehe und Familie. Hier berühren sich Himmel und Erde: Jedes Haus ist ein eigener Tempel Gottes, gleichsam eine Zelle im Reiche Gottes[8], «die Ehe ist das Höchste in des Menschen Leben»[9], «auf Erden Gottes Heiligtum, in welchem die Menschen sich weihen und reinigen sollen für den Himmel»[10]. Mann und Weib sind Statthalter Gottes auf Erden[11], die Frau im besondern die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und den Menschen[12]. Eltern sollen der Kinder Himmelsleiter[13], Engel Gottes sein[14], Kinder sind «Engel Gottes, gesandt, die Eltern zu heiligen»[15].

Nicht mehr lästige Hindernisse wie früher, auch nicht bloss bequeme Hilfsmittel, das ungebärdige Volk in Schranken zu halten, sieht der reife Gotthelf in den Mächten des Volkstums, sondern von Gott gegebene Möglichkeiten, die es zu nützen gilt, sein Reich auf Erden zu mehren.

In seinem Bemühen geht der Pfarrer am besten aus von der brauchmässig geübten Volksreligion[16]. Früh schon achtet er «auf den Glauben, wie er in den Gemütern seiner Leute lebt(e), mehr, denn wie er in den Büchern gelehrt wird»[17]. Ein dem Volke fremder Pfarrer ist ihm verächtlich[18]. Er gelangt durch Erfahrung zur Einsicht, dass dieses Erdenleben nicht für Zustände bestimmt ist, «in denen die Gesamtheit ein geistiges Leben lebt»[19]. Das Volk will Religion, aber seiner Art gemäss «eine feste Form des Glaubens... Nun hat der Pre-

---

[1] 17, 229 (Koppigen). [2] 9, 252. [3] 11, 145.
[4] 18, 140 (Knabe des Tell). [5] 15, 190 (Armennot). [6] 10, 195.
[7] 9, 501. [8] 7, 359. [9] 15, 113 (Armennot). [10] 4, 380.
[11] 20, 325 (Seidenweber); 7, 359. [12] 7, 47. 360. 385; 13, 19. – Auch ins Heidnische gewendet: «Des Hauses Priesterin, sie wahret, sie brauet des Hauses Segen auf ihrem Herde» (7, 310); «Schutzgöttinnen» des Herdes (13, 245f.).
[13] 15, 111f. (Armennot). [14] 7, 363.
[15] 3, 156. Zur Gefahr der 'mythischen Überhöhung' richtig: E. Buess a. O. 102ff.
[16] Weiss, Volkskunde 303ff.
[17] Nach Fröhlich, abgedruckt bei: W. Muschg, Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit (1944) 121. [18] Vgl. etwa 3, 252f. mit 6, 404f. [19] E 5, 361.

diger an dieses Feste, durch das Volk ihm Gegebene sich zu halten... und Leben darein zu bringen»[1].

Das 'Feste' stellt sich im Brauche dar, der vom Volk ja vielfach mit der Religion gleichgesetzt wird[2]. Nun hat zwar Gotthelf die Bräuche, welche dem Christentum sich nicht dienstbar machen lassen, etwa das Fastnachtstreiben, immer strikte abgelehnt[3], hat eine bestimmte Art «Gassenreligion», welche sich an das hält, was üblich und anständig geheissen wird[4], und ebenso die Vergötzung des Brauches[5] mit harten Worten gegeisselt. Dagegen lobt er jeden irgendwie christlichen Brauch, etwa die strenge Sonntagsheiligung, den gewohnheitsmässigen Kirchgang, das übliche Beten, die brauchgemässe Liebestätigkeit, die von der Sitte geforderte Nachbarhilfe bei einem Unglück: Sie alle können ja Anlass zu einem persönlichen Glaubensleben werden.

Das 'Feste' äussert sich dann ganz allgemein in jener unabgeblassten Sinnenhaftigkeit des Glaubens, die den Dichter im tiefsten angerührt hat, auch wenn er in seinem persönlichen Glaubensleben andere Wege gegangen ist[6]. Gott tritt so personenhaft ins Leben wie zur Zeit der Erzväter. Mädeli kann sagen, der liebe Gott sei ihm so nahe gekommen, «dass ich glaubte, ich sei an ihm a»[7], und Vreneli möchte, wenn es so recht fromm und froh ist, «dem lieben Gott um den Hals fallen»[8]. So wirkt Gott auch; er, der nach den Worten der Bibel die Menschen in das Buch des Lebens schreibt, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern und Kindeskindern, hat Lohn und Strafe, Segen und Züchtigung buchstäblich in seiner Hand. Der Herr, der im Gewitter über die Häupter der Bauern weg rollt[9], hält nach ihrem Glauben den Blitz wie der Mensch einen Stein in der Hand und schleudert ihn auf den, der ihn geleugnet oder gelästert. Dieser 'primitive' Glaube – «das Sein des Blitzes in Gottes Hand, so wie der Ausdruck 'Hand Gottes', das sind (für den Dichter) bildliche Ausdrücke» – kann frommer Glaube sein, der alles unmittelbar Gottes Leitung zuschreibt, und ist wesentlicher als die Theorie des Blitzes in Schulmeistermund[10]. Das 'adelige' Vreneli ist in diesem Sinne fromm, nämlich erfüllt von dem «innigen Glauben an den Zusammenhang der

[1] E 5, 92. [2] Siehe S. 161 ff.

[3] Vgl. ferner zum Beispiel Zeitungsartikel gegen das Hochzeitschiessen in der 'Heiligen Zeit' E 13, 230 f.; gegen «das unerträgliche Neujahrssingen» E 13, 152.

[4] 23, 16; 8, 54. [5] Etwa 5, 338. 347.

[6] Vgl. die wichtigen Briefe an Burkhalter (E 5, 88 ff.) und Hagenbach (E 5, 359 ff.).

[7] 3, 158. [8] 4, 374. [9] 4, 195.

[10] Die ganze Stelle nach 3, 382 f. Natürlich tritt der Glaube an die Vergeltung oft auch vergröbert auf, z. B. 11, 195.

göttlichen Fügungen mit den menschlichen Handlungen»[1]. Wenn anderseits die widergöttlichen Mächte, der Teufel, die unsauberen Geister nach dem Glauben des Volkes handgreiflich genug ihr Unwesen treiben, so kann Gotthelf auch das nicht als 'primitiv' empfinden, sondern als der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments durchaus gemäss.

Nun flutet aber der Glaube des Volkes weit über das Christliche hinaus. Mit erstaunlicher Weitherzigkeit steht der reformierte Pfarrer auf seiner Lebenshöhe allem sogenannten Aberglauben[2] gegenüber, doch wohl deshalb, weil seine eigene Religiosität allein vom Christentum aus nicht zu fassen ist[3]. Als Sinnbild dafür mag verstanden werden, dass vom Pfarrer Bitzius, der sich wiederholt bei Feuersbrünsten als Helfer rühmlich ausgezeichnet hatte, «die Sage ging, er könne das Feuer 'bannen', d. h. sein Weitergreifen verhindern, wenn er dreimal die Runde um die Brandstätte mache»[4]. Nach seinen Erfahrungen hat manches, was eine Zeitlang Aberglaube genannt worden war, sich bestätigt[5], und oft tritt «mitten in vielem Aberglauben... doch sichtlich hervor», dass das irdische Dasein an ein ewiges Leben geknüpft wird[6]. Solcher Glaube ist besser als der moderne Unglaube, der nur für wahr hält, was man «mit den Zwilchhändschen fassen oder an die Mistgabel stecken kann»[7]. Das Volk beweist dem Dichter «in unzähligen Gebräuchen und Gewohnheiten, ... es glaube an einen unbegreiflichen und geheimnisvollen Zusammenhang aller Dinge», und seine Meinung ist, «manches hierin könne geläutert und zum Bessern gewendet werden», während «anderes bereits offenbarer und rührender Ausdruck der Gottesfurcht ist»[8]. Den Volksglauben zu verstehen und zu läutern ist dem Dichter schöne Aufgabe. Er teilt den Glauben an das Wiederkommen der Toten nicht[9], findet ihn aber in einem geistigeren Sinne wahr: Der schlechte Name der Bösen ist «das Gespenst, das umgeht, wenn sie selbst schon lange in ihren Gräbern modern»[10]. Die Zahl der vom Dichter erzählten Sagen von ruhelosen Toten ist auffällig hoch; er verfolgt mit ihnen ethische Ziele: Auch Sagen können «Diener des Allerhöchsten» sein[11]. Besonders liegt ihm am Herzen, das Weiterwirken der Guten über das Grab hinaus in ein helles Licht zu stellen[12]. Der weitverbreitete Glaube an Geisterhäuser

---

[1] 11, 309. [2] K. Guggisberg a.O. 233ff.

[3] Muschg, Gotthelf passim; Muschg, Einführung 204f.

[4] W. Muschg, Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit 65 (Zeugnis seiner Tochter Henriette). [5] 6, 261. [6] 13, 249. [7] E6, 335.

[8] W. Muschg, a.O. 121. Ähnlich 3, 87. [9] 12, 227.

[10] 17, 141 (Elsi); vgl. 20, 83ff. (Erbbase). [11] 16, 211 (Dursli).

[12] Am ausgeprägtesten im 'Silvestertraum' (16, 375ff.).

und Hausgeister gibt Anlass zu einer grossen Auseinandersetzung über den Geist, der die Häuser regiert, wobei die neutestamentliche Anschauung von den bösen Geistern, die, ausgejagt, mit Verstärkung wiederkommen, beigezogen wird[1]. Mehr als auf den Glauben oder den Brauch kommt es dem Dichter auf den Sinn, die Haltung des Gläubigen an. Die uralte abergläubische Handlung des Verpflöckens, bei der in der 'Schwarzen Spinne' das Tier unter Anrufung der drei höchsten Namen ins Bystal (den Fensterpfosten) gebannt wird, ist Ausdruck echter Frömmigkeit. Solange die drei Namen in jenem Hause gelten, ist das Untier gebannt; zur Zeit übermütiger Nachfahren bricht es aus, denn «ihnen fehlte der Sinn, der das Loch vermachte»[2]. Auf diese Weise bringt der reformierte Pfarrer auch der katholischen Volksfrömmigkeit Verständnis entgegen. Geweihte Gegenstände und Reliquien lehnt er als Zeichen unserer am Sichtbaren klebenden Natur allerdings ab[3]; aber das Segnen der Felder im Frühjahr findet er eine schöne Sitte, wenn «der Sinn dabei ist, der im äussern Zeichen das innere Wesen erkennt und weiss, dass nicht im Wasser der Segen ist, sondern im Geiste, der das Wasser spritzt»[4]. Entscheidend ist, dass der Christ den angeborenen unvertilgbaren Glauben «an das grosse göttliche Geheimnis... durch das göttliche Licht zu dem Bewusstsein (verklärt), ein unsterbliches Kind des ewigen Vaters im Himmel zu sein»[5].

Eine bestimmte Art krassen Aberglaubens lehnt er deswegen entschieden ab: «den Glauben an Zauberer und Zeichendeuter oder den gesamten Hexenglauben samt Totbeten und abergläubischem Segnen u.s.w.»[6], also alle Praktiken, die darauf ausgehen, «den allmächtigen Gott regieren zu wollen»[7]. Dagegen bekennt er sich ausdrücklich zu einem «höheren Aberglauben», dem «Glauben an ein wunderbares Hineinragen einer unsichtbaren Welt in unsere Welt». Für diesen sind «hochbegabte Menschen ... viel empfänglicher ... als flache Hohlköpfe»[8]; insbesondere neigen ihm die Frauen zu, die eben «mehr in der Gefühls- als der Verstandeswelt» leben[9]. In dieses Gebiet gehören die Ahnungen und Vorzeichen. Wer ein auf Gott gerichtetes Auge hat, versteht sie als Zeichen Gottes, sieht im Kometen die Zuchtrute[10], im Regenbogen so wie einst Noah «das Gnadenzeichen des Herrn»[11].

---

[1] 8, 317ff. Kapitelüberschrift 'Ein altväterisches Kapitel von allerlei Geistern'; 5, 364f. Man wird an J. P. Hebels Dengelegeist erinnert, wie überhaupt Hebel hier genannt werden muss. Vgl. W. Altwegg, Johann Peter Hebel (1935) 155f. [2] 17, 74. 79f. 83.
[3] 8, 237. [4] Ausführlich 12, 370ff. [5] 8, 133; vgl. 127ff. [6] 12, 90.
[7] 19, 272f. (Harzer). [8] 12, 90. [9] Mädeli 3, 131f. vgl. 111f.; Vreneli 11, 158.
[10] 24, 129f. [11] 24, 130; 10, 214.

Das düstere Buch vom 'Geltstag' endet mit einem solchen Zeichen[1], und dem zukunftsbangen Bräutlein Meyeli zieht durch den klaren Nachthimmel ein heller Stern, der seinen Wunsch zu Gott tragen wird. «Das ist der Segen frommer Gemüter, dass sie solch wunderbaren Tröstungen, von denen die Unfrommen keine Ahnung haben, offen sind»[2]. Vor solchen Gemütern müssen schliesslich alle Unterscheidungen in krassen und höhern Aberglauben versagen, vor Erdbeeri Mareili, das auf das 'Angehen' achtet[3], und vor der Grossmutter Käthi, in deren Herz der Glaube an brennende Männer, Tagwählerei, Angehen, Hexenwerk und Teufel und ein kindliches Vertrauen in den lieben Gott so gut beieinander Platz haben. Aber es gibt eben «eine Tiefe im menschlichen Gemüte, welche tiefer ist, als der Eimer reicht, mit welchem die Philosophie – wir wagen hinzuzufügen: und die Theologie – ihre Weisheit schöpft»[4].

Auf diesem Boden, so glaubt Gotthelf, kann eine geistliche Saat reifen; diesen einfachen Leuten traut er den einzigen wirklichen 'Fortschritt' zu: die Vereinigung des Himmels und der Erde, die Gemeinschaft mit dem Vater droben[5]. Hier freilich muss die volkstümliche Trägheit überwunden werden, hier jener konservative Sinn der Stolzen, die finden, «dass ihnen der alte Mensch vollkommen genüge, dass es ihnen in der alten Sünde sauwohl sei»[6]. Dann kann auch einer gewöhnlichen Bäuerin aufgehen, dass ihr Lebenszweck nicht ist, ein Dutzend Kinder auf die Welt zu stellen und ein paar tausend Gulden an einen Haufen zu kratzen, sondern «statt der alten Natur nach einer neuen zu trachten»[7], «ein neues Wesen zu werden»[8]. Das geistliche Ereignis der Heiligung[9], das sich im bescheidenen Gewand des Alltags vollzieht, ist ein Kampf: Im Ringen mit der Welt wachsen dem Menschen die Engelsflügel[10]. Diesen Kampf darzustellen ist des Dichters tiefstes Anliegen. Manchmal gestaltet er ihn als schmerzhaften Durchbruch – der natürliche Mensch wird in Schmerzen geboren, «der geistige Mensch noch viel mehr»[11]: bei Mädeli nach dem Tod des Kindes[12], beim Pächter Uli in der Krankheitskrise nach dem Hagelwetter[13]. Oft aber lässt er ein solches Leben heranwachsen wie einen Baum, 'gepflanzet an den Wasserbächen', möchte man hinzusetzen[14].

---

[1] 8, 342; zu 'blicken' Id 5, 62f. [2] 6, 12. [3] 21, 31ff. [4] 5, 411f.
[5] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 119. Über den christlichen Fortschritt 2, 297f.; 13, 141.
[6] 14, 123. [7] 11, 67.
[8] 6, 34f.; ähnlich in einer Leichenpredigt (Hopf, Gotthelf als Pfarrer 132).
[9] Zum Wort: 7, 310. Günther, Wesen und Werk 27ff. 113ff. und oft. [10] 24, 66f.
[11] 9, 244. [12] 3, 149ff. [13] 11, 304ff. 338ff.
[14] Das Gotthelf liebe Bild vom Baum am ausführlichsten im 'Sonntag des Grossvaters' 21, 155ff.; ferner etwa 8, 56f.; 10, 195; Hopf a.O. 150.

Dem alten Käthi erkennt der Dichter «mehr als vierzigjährigen Heldenmut» zu[1]. Der Götti im 'Geltstag', «ein schlichter Bauersmann», der es mit der Nachfolge Christi ernst meint[2], betet die Sonne an, welche ihm im Herzen aufgegangen[3]. Aber erst im Tod ist das Ziel erstritten: Da beginnt das Gesicht des Grossvaters zu strahlen wie das eines Engels[4], und wie der Erbvetter Hans Joggeli, «ein unscheinbares Männchen»[5], verscheidet, da ist der alte Mensch «zusammengebrochen und hoch über ihn aufgewachsen der neue Mensch»[6]. Der Engel hat sich aus dem Tier herausgekämpft, «wie aus der Puppe der Schmetterling sich entfaltet»[7].

Einmal ist es dem Dichter vergönnt gewesen, diese Vereinigung von Himmel und Erde, die durch das Christentum vergeistigte und geadelte Bauernwelt, vollkommen darzustellen: in der Versöhnung der entzweiten Ehegatten in 'Geld und Geist'[8]. Auf die Hoheit des Erlebnisses – die 'Szene' ist jenseits aller Literatur – ist schon oft mit ehrfurchtsvoller Bewunderung hingewiesen worden[9]. Es bleibt zu erinnern, wie sehr das Wunder der Heiligung, dessen die Mutter Änneli und mit ihr die Familie gewürdigt wird, ganz mit dem Leben, Glauben und Brauch des einfachen Volkes verknüpft ist. «Wie das Höchste mit dem Alltäglichsten sich mischt»[10], tritt da lebendig vor Augen. Änneli, erschreckt durch ein Erlebnis in der Kirche (73 ff.), aufgewühlt durch die Predigt des Pfarrers (75 f.) und bestärkt durch «Ahnungen und Exempel aus ihrer Familie» (109), hat das Vorgefühl ihres nahen Todes. Darum will sie Frieden machen; «denn mit Streit komme man nicht in den Himmel», und «um ihr Plätzchen im Himmel wolle sie nicht kommen» (101). Beim Gang über die prangenden Fluren erlebt sie bildhaft, wie der Segen aus dem Frieden zwischen Himmel und Erde kommt (89). Dieses Segens ist sie samt ihrer Familie verlustig gegangen – durch eigene Schuld: Sie hat aufgehört, mit ihrem Gatten vor dem Einschlafen laut das Unservater zu beten (90), wie das in ihrem Haus alte schöne Sitte gewesen (19). Da schenkt ihr Gott die aus der Liebe stammende Demut (93), die Schuld auf sich zu nehmen (91). Im Gedanken an ihre tote Mutter wagt sie das «heilige Werk» (93), indem sie «unter unaussprechlichen Seufzern» wie früher das Gebet des Herrn zu sprechen beginnt. Die hundertmal brauch-

---

[1] 10, 266. [2] Hierüber grundsätzlich wichtig 2, 299. [3] 8, 307.
[4] 21, 123 (Sonntag des Grossvaters); vgl. auch 117. 141. [5] 19, 235.
[6] 19, 226. [7] 2, 86. [8] 7, 73 ff.
[9] Muschg, Einführung 37. Günther, Wesen und Werk 182 ff. Günther, Neue Gotthelf-Studien 70 ff. 101.
[10] Gotthelf braucht diesen Ausdruck für eine entscheidende Begebenheit in 'Zeitgeist und Bernergeist' (13, 510).

mässig gesprochenen Worte, nun zutiefst erlebt, helfen den Eheleuten, einander wieder zu finden (96f.)[1]. «Zum Zeichen, dass alles recht gründlich vergeben und vergessen sei», geht die Familie nach dem Wunsche der Mutter am Pfingstfest zum heiligen Abendmahl (102). Christen hat gerne eingewilligt; denn nach dem Nachtmahl habe es ihm allemal gewohlet, «es war mir fast der Seele nach, wie es mir ist, wenn ich zur Selteni einmal badete». Und es ist ihm «auch noch wegen den Leuten» (103); «Gott und Menschen können dann sehen, ob wir einander lieb haben oder nicht» (104). Mit dem christlichen Zeichen der Versöhnung zwischen Gott und den Menschen ist das Friedenswerk vollendet. Die Mutter Änneli aber wird, wie sie vorausgefühlt, in Bälde den Tod finden, den Tod einer einfachen Heldin (370ff.).

So hat sich dem Dichter 'der verborgene Mensch des Herzens' aufgetan. Darum nimmt er das Volk ganz ernst. Da müssen menschliche Kategorien, auch volkskundliche, verblassen. Der Bauer, der einfache Mensch überhaupt, steigt zu einer neuen Würde empor. Der Dichter hat als Republikaner und als Seelenkenner ein feines Gefühl für die (bei allen Ungleichheiten) grundsätzliche Gleichheit aller Menschen. «Drehe man die Erde, wie man will, kriegt man immer die gleichen Menschen in die Finger»[2]. Seit je hat es ihm besonderen Spass gemacht, hoch und niedrig zusammenzuknüpfen[3]. Das Herz entscheidet: «Es gibt verschiedene Kleider in der Welt, seidene und zwilchene, aber nur ein Menschenherz», und es ist ein grober Irrtum der obern Stände zu glauben, «der liebe Gott hätte für jede Menschenklasse einen besondern Teig angemacht»[4], Weggliteig und solchen von rauhem Mehl[5]. Dieser Spass ist ernst gemeint: Die tiefste Gleichheit ist die Gleichheit vor Gott. Gotthelf weiss, «dass wir alle, König und Schelm, eigentlich nur dr Gottswille da sind»[6]; ebenso wahr sind alle Menschen hochgeboren, denn alle sind Gott verwandt[7]. «Gott sieht nicht auf das Was, sondern auf das Wie, es kommt auf die Treue an»[8]. Nirgends schöner zeigt sich diese Würde des Einfachen als im Gottesgeschenk der Liebe: im Aufblühen der Neigung des einäugigen, blatternarbigen Jakobli Jowäger zu dem dr Gottswille-Kind Meyeli[9], in der Treue des Mägdleins Anneli[10], in dem schmerzlichen Sehnen des einsamen Vreneli[11], selbst im Herzeleid des mannstollen Mädi, das, «ein vierzig-

---

[1] Ähnlich kommt dem verzweifelten Schulmeister (2, 305) Hilfe; vgl. auch das alte Gebet 3, 225.

[2] 12, 303f. ähnlich 6. [3] Etwa 2, 225; 5, 397; 6, 86. 124; 12, 41f.; 24, 9.

[4] 1, 177f. [5] 5, 290; hier auch das treffende Bild vom Hausgang. [6] 6, 26.

[7] 15, 159 (Armennot). [8] 14, 126 mit bildkräftiger Weiterführung.

[9] 5, 120f. 128f. [10] 1, 172ff. [11] 4, 335ff.

jähriger Kuchimutz», von der Liebe getäuscht und verlassen auf einem Dengelstock sitzt[1]. Und das junge Schulmeisterweib Mädeli vermag – «ohne sogenannte Bildung» – die Sonne einer armseligen Haushaltung zu werden, weil die Liebe «die Trägerin, Nährerin, Leiterin aller Kräfte geworden»[2], die Liebe, «die siebenzig siebenmal vergibt»[3], «die wahrnimmt, was kein Verstand des Verständigen sieht»[4].

Die Wissenschaft mag hier Halt gebieten und eine solche Darstellung der sehnsuchtsvollen Einbildungskraft des Dichters zuweisen, der in seinem Wunschdenken Volksgeist und Christentum, Erde und Himmel zusammengezwungen hat. Gotthelf würde sich dagegen verwahren. Was er so glühend ersehnt, hat er im Leben des Volkes hier und dort aufleuchten sehen. Er ist tatsächlich Bauern begegnet, die wahre Väter für ihre Dienstboten gewesen sind[5], Männern in Zwilch und Halblein, reich an tiefem Sinn und gesundem Denken[6], Gemeindevorgesetzten, die als christliche Hausväter mit gutem Beispiel andern vorangegangen sind[7]. Und in einer Leichenpredigt – er hasste die «volkstümliche» Lobhudelei bei diesem Anlass[8] – sagt er von einer Frau seiner Kirchgemeinde, die nach dem frühen Tod ihres Gatten sieben Kinder erzogen und einem ausgedehnten dreifachen Gewerbe vorgestanden hatte: Sie ward «Vater und Mutter zugleich und entwickelte hier eine Kraft, eine Ruhe, eine Klugheit, welche dem begabtesten Manne zum Muster und Vorbilde dienen können»[9]; und von einer andern: Sie «vermochte von früh morgens bis zum späten Abend rastlos tätig zu sein in irdischen Dingen und doch den ganzen Tag des Herrn zu bleiben und seine Magd», und wenn an sie der Ruf ihres Gottes «ergehen wird: komm her, du Getreue, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über vieles setzen, so wird sie diesen Ruf hören»[10]. Solche Menschen sind der dichterischen Schau nicht unebenbürtig. Wenn die Volkskunde von heute 'das Volk' so ernst nimmt wie der Dichter, wird sie bezeugen, dass diese Art nicht am Aussterben ist.

---

[1] 5, 289ff.; siehe auch E 1, 220ff. [2] 3, 205. [3] 3, 101.
[4] 3, 206; ebenso 147. [5] 14, 215f.
[6] 16, 28 (Fünf Mädchen); der 'philosophische Bauer' trägt die Züge des Kleinbauers und nachmaligen Amtsrichters J. Burkhalter in Niederönz.
[7] Visitationsbericht 1845 (bei G. Buchmüller a.O. 189).
[8] E 13, 54f. [9] Hopf, Gotthelf als Pfarrer 128. [10] Ebenda 115 und 112.

Der Abschluss der Arbeit ist durch einen Urlaub vom Schuldienst, gewährt durch die Realschulpflege des Kreises Gelterkinden und die Erziehungsdirektion des Kantons Basel-Land, und durch finanzielle Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung ermöglicht worden, die Drucklegung durch einen Beitrag der Goethe-Stiftung für Kunst und Wissenschaft. Der Verfasser dankt herzlich für diese Hilfe. In Dank verbunden ist er dem Vorstand der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, namentlich dem Obmann, Herrn Prof. Dr. W. Egloff in St. Gallen, für seine Bemühungen, ferner Fräulein Els Havrlik in Basel und Herrn Dr. O. Gass, Kantonsbibliothekar in Liestal, für gern gewährte technische Unterstützung, seinem Kollegen Oscar Müller in Gelterkinden für wertvolle Hinweise, vor allem aber Herrn Prof. Dr. K. Meuli in Basel für mannigfache freundliche Anregungen und für seine väterliche Hilfe und Anteilnahme.